

BLICK

3/2009

Julius-Maximilians-
**UNIVERSITÄT
WÜRZBURG**

Frauen in der Forschung

Gleichstellungsidee wird 20

Kein Witz

Ein Ägyptologe
macht Karriere

Kein Schutz

Biologen häuten
Pflanzen

Keine Anzeichen

Mediziner suchen
nach Biomarkern

Rück' mal
ein Stück!





Berühmt in ganz Europa war er, der Würzburger Hofgärtner Johann Prokop Mayer (1735-1804). Er arbeitete für Adelshäuser in Deutschland und Frankreich, er legte den prachtvollen Garten der Würzburger Residenz an. Wie der begabte Gärtner aussah, wusste bis vor kurzem aber niemand.

Nun ist erstmals ein Porträt von ihm aufgetaucht, zusammen mit einem Bild seiner Ehefrau Eleonora. „Für uns eine Sensation“, freut sich Professor Stefan Kummer, Kunsthistoriker und Leiter der Neueren Abteilung des universitätseigenen Martin-von-Wagner-Museums. In dessen Besitz befinden sich die Porträts.

Ein Kunsthändler aus München hatte die Bilder angeboten. Rund 7.000 Euro waren zu bezahlen – eine Summe, die das Uni-Museum nur gemeinsam mit dem Förderverein „Freunde der Würzburger Residenz“ und einem Würzburger Kunstfreund aufbringen konnte, der anonym bleiben will.

Datiert sind die Pastellbilder aufs Jahr 1786; der Maler Georg Peter Straßburger hat sie signiert. Beide Porträts befinden sich in den Originalrahmen, auch die Verklebung von Bild und Rahmen ist noch original. Kunsthistorikerin Verena Friedrich wird die Bilder nun wissenschaftlich aufarbeiten.



Liebe Leserinnen, liebe Leser!

Sanderring-Uni, auf dem Flur vor den Büros des Präsidenten und des Kanzlers. Hier wird es nicht langweilig, denn an den Wänden hängt Lektüre. Poster über Bauprojekte der Universität, Urkunden, Auszeichnungen.

Teil dieser Galerie ist auch das Zertifikat „audit familiengerechte hochschule“. Die Universität hat es im Juni 2008 von der „berufundfamilie gemeinnützige GmbH“ verliehen bekommen.

So **scheußlichdiesemoderngemeinteArt** der Rechtschreibung auch rüberkommt – die Idee hinter der Initiative ist wichtig und lobenswert: Studierende, die Kinder erziehen, und Beschäftigte, die eine Familie gründen, sollen Unterstützung bekommen. Damit Studium, Beruf und Familie unter einen Hut passen.

Die Universität so familienfreundlich wie möglich zu machen: Dieses erklärte Ziel der Hochschulleitung kommt auch der Gleichstellung zugute. Im Studium sind Frauen und Männer zahlenmäßig in etwa gleich stark vertreten. Doch je höher es im Wissenschaftsbetrieb die **Karriereleiter** hinaufgeht, desto weniger Frauen sind zu finden. Ein Grund dafür: Oft fällt die Gründung einer Familie genau in den Zeitraum, in dem das Dranbleiben an der wissenschaftlichen Laufbahn besonders wichtig ist. Familienfreundliche Maßnahmen an der Hochschule sollten darum mit dafür sorgen, den Anteil von Frauen in Führungspositionen zu erhöhen.

Die Bemühungen um **Gleichstellung** haben an den bayerischen Universitäten vor 20 Jahren begonnen: Damals wurde das Amt der Frauenbeauftragten geschaffen. Aus diesem Anlass greift die Redaktion von *Blick* als Schwerpunkt dieser Ausgabe die Themen Gleichstellung und Frauen in der Forschung auf. Weil die Familienfreundlichkeit einer Universität dabei eine wichtige Rolle spielt, berichten wir verstärkt auch darüber.

Bei der Lektüre von *Blick* wünschen wir viel Freude. Anregungen und Kritik zum Heft richten Sie bitte an die Stabsstelle Öffentlichkeitsarbeit, presse@zv.uni-wuerzburg.de – noch bequemer geht es mit dem **Fragebogen** auf Seite 62 in diesem Heft.

Robert Emmerich

IMPRESSUM

Herausgeber

Julius-Maximilians-Universität
Würzburg - der Präsident

Prof. Dr. Axel Haase

Organ des Universitätsbundes
Würzburg

Redaktion

Dr. Georg Kaiser (verantwortlich),
Gunnar Bartsch, Robert Emmerich,
Dr. Gabriele Geibig-Wagner,
Margarete Pauli, Dr. Karin Sekora
Stabsstelle Öffentlichkeitsarbeit
Tel.: +49 931 83 12 75 0
presse@zv.uni-wuerzburg.de

Mitarbeiterinnen & Mitarbeiter

Steffen Standke, Detlef Zwirner

Anzeigen

Anzeigen- und Werbekontor
Ruchti GmbH, Virchowstraße 10,
97072 Würzburg
Tel.: +49 931 72 20 6
info@anzeigen-ruchti.de
www.anzeigen-ruchti.de

Druck

Schleunungsdruck GmbH
Eltertstraße 27, 97828 Marktheidenfeld
Tel.: +49 93 91 60 05 0

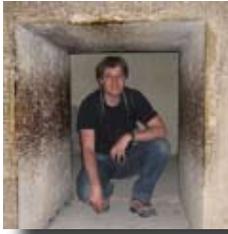
Erscheinungsweise

Blick erscheint vier Mal im Jahr: Januar,
April, Juli und Oktober jeweils zur
Monatsmitte.

Namentlich gekennzeichnete Artikel
geben die Meinung des Verfassers,
nicht die der Hochschulleitung wieder.

Titelbild

Prometheus, der die Fackel der
Erkenntnis trägt, ziert das Dach der
Universität am Sanderring. Gesellschaft
bekommt er von Athene, Göttin der
griechischen Mythologie und unter
anderem zuständig für die Weisheit.
Zeichnung: Detlef Zwirner / Foto:
Robert Emmerich / Collage Katja
Herrmann



Früh fasziniert: Martin Stadlers Interesse an Ägypten begann schon in der Grundschule Seite 10



Schnell korrigiert: Übungsaufgaben auf Papier haben in der Sprachwissenschaft ausgedient Seite 15



Gezielt unterstützt: Ein Mentoring-Programm hilft Medizinstudentinnen bei der Karriereplanung Seite 30



Kontrovers diskutiert: Für den Einen ist das Studium ein guter Zeitpunkt zum Kinderkriegen, für den Anderen nicht Seite 40

menschen

- Jäger der verlorenen Noten** **8**
Ralf Martin Jäger ist neuer Inhaber des Lehrstuhls für Musikethnologie
- Feuer und Flamme für Ägypten** **10**
Der Ägyptologe Martin Stadler hat in diesem Jahr den Röntgenpreis der Uni Würzburg erhalten
- Zu Gast an der Uni** **12**
Die DAAD-Preisträgerin Monika Schönherr
- Zu Gast in der Fremde** **13**
Katrín Krämer hat in Mexiko eine überwältigende Gastfreundschaft kennen gelernt

studium

- Wer viel fragt ...** **15**
Am Institut für deutsche Philologie haben Sprachwissenschaftler ein ausgeklügeltes System entwickelt, mit dem sie den Berg von Übungsaufgaben schnell und einfach korrigieren können
- Studieren unter Hartz-IV-Niveau** **17**
Studierende, die aus Nicht-EU-Ländern und ohne Austauschprogramm nach Deutschland zum Studieren kommen, haben häufig große Geldsorgen

thema

- Frauen in der Forschung** **19**
20 Jahre ist es her, dass an den Hochschulen in Bayern das Amt der Frauenbeauftragten eingeführt wurde. Doch nach wie vor sind Frauen an den Hochschulen in vielen Bereichen stark unterrepräsentiert. Wer mehr Frauen in führende Positionen an der Universität bringen will, muss darum unter anderem für ein familienfreundliches Umfeld sorgen. Die Uni Würzburg hat damit begonnen.
- Mehr Frauen auf die Lehrstühle** **20**
Frauenbeauftragte fordern Zielvereinbarungen zur Umsetzung des Gleichstellungskonzepts
- Eltern-, Kinder- und anderes Geld** **25**
Woher Studierende mit Kindern Geld bekommen können
- Treibende Kraft für die Gleichstellung** **26**
20 Jahre Frauenbeauftragte an der Universität Würzburg
- Anleitung zum Karriere-Schmieden** **30**
Mentoring-Programm studmed für Studentinnen an der Medizinischen Fakultät gestartet
- Flexibel gleiten** **33**
Familienfreundliche Arbeitszeitregelung an der Universität

thema

- Wenn Familienfreundlichkeit kein Thema mehr ist** **34**
Richtige Strukturen und Eigenverantwortung sind die Basis dafür
- Zwergenstube will wachsen** **38**
Der Familienservice der Uni hat attraktive Angebote und neue Perspektiven
- Keine Angst vor kleinen Kindern** **40**
Darüber, ob das Studium ein guter Zeitpunkt ist, um Kinder in die Welt zu setzen, sind die Meinungen geteilt
- liiiiiiiiiih** **44**
Der Schrägblick
- Das Rätsel** **45**

forschung

- Risikoverräter gesucht** **46**
Dialysepflichtige Diabetespatienten tragen ein hohes Risiko in sich, einen Herzinfarkt oder Schlaganfall zu erleiden. Mediziner suchen deshalb nach geeigneten Alarmsignalen
- Zur gegenseitigen Befruchtung** **48**
In einem neuen Forschungsprojekt der Uni Würzburg arbeiten Sprachwissenschaftler, Informatiker und Bioinformatiker zusammen
- Mit den Menschen reden** **51**
Die Sonderpädagogin Manuela Heger untersucht die Situation von Menschen mit geistiger Behinderung in Betrieben
- Barriere aus Wachs** **52**
Markus Riederer und sein Team erforschen die Haut der Pflanzen
- Forschung kompakt** **56**

campus

- Neubauten am Hubland** **57**
Die neuen Hörsaal- und Praktikumsgebäude machen Fortschritte
- Ansichten aus den Leightons** **58**
- Umzugstage in Grombühl** **60**
Zwei große Bauprojekte wurden Ende Juni ihren Nutzern übergeben
- Sagen Sie uns Ihre Meinung** **62**
Die große *Blick*-Umfrage
- Personalien** **64**
- Die Frage zum Schluss** **66**



Intensiv erforscht: Mediziner suchen bei Dialysepatienten nach Vorzeichen für Schlaganfall und Herzinfarkt Seite 46



Sanft abgezogen: Biologen untersuchen Pflanzenhaut und deren Wechselwirkungen mit anderen Organismen Seite 52



Plötzlich verlassen: Nach dem Abzug der Amerikaner herrscht derzeit Stille auf dem Leighton-Areal – noch Seite 58



Endlich bezogen: Nach kurzer Bauzeit hat die Uniklinik das Zentrum für Innere Medizin in Betrieb genommen Seite 60

DIE UNI WUE IM WWW

Wie heißt es so schön in einem Lied der „Ärzte“: „Die meisten Leute haben ihre Bildung aus der Bild. Und die besteht nun mal, wer wüsste das nicht, aus: Angst, Hass, Titten und dem Wetterbericht!“. Mit dem Vorurteil müssen wir jetzt ein klein wenig aufräumen: Schließlich berichtet der Online-Ableger von Bild am 21. April unter der Überschrift „Uni-Programm soll Weg ins Ausland erleichtern“ über eine Aktion des Akademischen Auslandsamts der Universität Würzburg. Zwar erscheint die Nachricht unter der Rubrik „München“, aber gebildete Leser werden mit Sicherheit wissen, dass die Uni Würzburg nicht in der bayerischen Hauptstadt liegt. Worum es geht? Mit einer bundesweiten Kampagne will der Deutsche Akademische Austauschdienst (DAAD) Studierende dazu animieren, einen Teil ihres Studiums oder ein Praktikum im Ausland zu absolvieren. In Würzburg beteiligen sich die Mitarbeiter des Auslandsamts unter anderem



mit einer Vortragsreihe an dieser Kampagne. Unter der Überschrift „Wege ins Ausland“ stellen sie in diesem Semester jeden Donnerstag die besten Möglichkeiten vor, wie Studierende ihren Traum vom Gang in die Ferne verwirklichen können. Da sage noch einer, Bild bilde nicht.

Gute Aussichten für Hochschulabsolventen

Absolventinnen und Absolventen von Universitäten und Fachhochschulen haben zehn Jahre nach dem Examen Berufe, mit denen sie zufrieden sind und in denen sie angemessen bezahlt werden. Ihre Erwerbstätigenquote liegt bei rund 90 Prozent, die Arbeitslosenquote bei nur einem Prozent. Zu diesem Ergebnis kommt eine neue Untersuchung der Hochschul-Informationen GmbH (HIS), die den beruflichen und persönlichen Werdegang von über 5400 Hochschulabsolventen des Jahrgangs 1997 untersucht hat. Konkret sind 91 Prozent der Fachhochschul- und 89 Pro-

zent der Universitätsabsolventen nach zehn Jahren erwerbstätig. Ihre Erwerbstätigenquote liegt damit deutlich über dem Durchschnitt der Gesamtbevölkerung. Die Brutto-Jahreseinkommen und liegen im Durchschnitt zehn Jahre nach dem Abschluss bei rund 60.000 Euro. Allerdings zeigen sich hier deutliche Unterschiede zwischen den verschiedenen Fachrichtungen: Während Sozialpädagogen im Durchschnitt ein Jahresgehalt von 38.000 Euro erhalten, liegt das Jahreseinkommen bei Wirtschaftsingenieuren durchschnittlich bei über 100.000 Euro.

Mehr Studienanfänger in Bayern

Rund 55.000 Studienanfängerinnen und -anfänger haben sich im Studienjahr 2008 (Sommersemester 2008 und Wintersemester 2008/2009) an einer bayerischen Hochschule eingeschrieben. „Damit haben in Bayern mehr Frauen und Männer ein Studium aufgenommen als je zuvor“, betonte Wissenschaftsminister Wolfgang Heubisch. „Das ist ein positives Zeichen: Ein Hochschulstudium steht bei jungen Menschen hoch im Kurs.“

Auch der Anteil der Studienanfängerinnen und Studienanfänger, die ihr Studium an einer Fachhochschule – Hochschule für angewandte Wissenschaften begonnen haben, ist weiter gestiegen: Rund 18.700 oder 34 Prozent der Studienanfängerinnen und -anfänger (2007: knapp 16.500 oder 31 Prozent) haben sich für diesen Hochschultyp entschieden. Damit komme man dem hochschulpolitischen Ziel kontinu-

ierlich näher, den Anteil der an einer Fachhochschule Studierenden deutlich zu erhöhen, so der Minister. Die Studienanfängerzahlen entwickeln sich in Bayern seit Jahren positiv. Nach dem Spitzenjahr 2003 mit rund 51.500 Studienanfängerinnen und -anfängern sind die Zahlen entgegen dem bundesweiten Trend bereits seit dem Jahr 2004 wieder gestiegen, von rund 49.500 im Jahr 2004 über knapp 52.000 (2006) bis auf rund 55.000 heute.



AUS DEN FAKULTÄTEN



Residenz, Festung, Alte Universität: Diese und weitere touristische Würzburg-Highlights stellt die DVD „Streifzug durch Würzburg“ vor, die von den Würzburger Juristen-Alumni vertrieben wird. Inzwischen liegt die vierte Auflage vor; sie bietet in 16 Sprachen eine 70-minütige virtuelle Stadtführung durch Würzburg und angrenzende Gebiete. Die Idee für den Streifzug hatte der Vorsitzende der Juristen-Alumni Eric Hilgendorf. Bei der Suche nach neuen Möglichkeiten, um mittels Power-Point-Präsentationen Lehrinhalte zu vermitteln, kam dem Jura-Professor der Einfall, eine virtuelle Stadtführung zu realisieren. Für die inhaltliche und künstlerische Gestaltung gewann Hilgendorf den

professionellen Fotografen Rauf Guliyev aus Aserbaidschan, der Wissenschaftlicher Mitarbeiter an Hilgendorfs Lehrstuhl ist. Die Texte stammen von Christian Krauß, der professioneller Stadtführer in Würzburg ist und die virtuelle Führung so gestaltet hat, wie er sie auch in Wirklichkeit hält. Die DVD kann über die Juristen-Alumni Würzburg, Domerschulstraße 16, 97070 Würzburg, bestellt werden. Bitte einen frankierten Rückumschlag beifügen, Nicht-Alumni müssen zehn Euro beilegen.



Forschung und Lehre unterstützen, den Kontakt zwischen der Fakultät, ihren Studierenden und Absolventen intensivieren, den Erfahrungsaustausch und Wissenstransfer zwischen Wissenschaft und Praxis fördern, Studierenden und Absolventen bei ihrer Karriereplanung zur Seite stehen: Das sind in aller Kürze die Ziele des Fördervereins, den elf Professoren und vier Mitarbeiter

der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät der Universität Würzburg gegründet haben. Weil solche Aktivitäten Geld kosten, hat die Fakultät die Georg-von-Schanz-Gesellschaft – Förderverein der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät gegründet.

Den frisch gewählten Vorstand bilden die Professoren Ronald Bogaschewsky, Peter Bofinger und Dirk Kiesewetter. Der Namensgeber des Fördervereins, Georg von Schanz (1853 - 1931), war ein deutscher Rechts- und Staatswissenschaftler. Von 1882 bis 1931 hatte er eine ordentliche Professur an der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Würzburg inne. Im Jahr 1882 gründete Georg von Schanz die Zeitschrift „Finanzarchiv“.

WIWI

ZAHLEN & FAKTEN

3068

Die Zahl der aus Mitteln der Exzellenzinitiative finanzierten Wissenschaftlerstellen hat sich in den Graduiertenschulen und Exzellenzclustern von 1503 im Frühjahr 2008 auf 3068 im April 2009 verdoppelt. Dies berichtet die Zeitschrift „Forschung & Lehre“ in ihrem April-Heft. Gemessen am Vorjahresstand sind die 41 in 2007 bewilligten Graduiertenschulen und Exzellenzcluster um rund 200 Prozent gewachsen, die 35 in 2006 bewilligten um ca. 60 Prozent.

442.000

So viele Schülerinnen und Schüler haben nach vorläufigen Berechnungen des Statistischen Bundesamts im Jahr 2008 in Deutschland die Hochschul- oder Fachhochschulreife erworben. Das sind 1,7 Prozent mehr als im Vorjahr.

36.900

So viele Gasthörer waren nach Angaben des Statistischen Bundesamts im Wintersemester 2008/09 an deutschen Hochschulen gemeldet. Damit ist ihre Zahl innerhalb der vergangenen zehn Jahre um sieben Prozent gestiegen. In dieser Zeit erhöhte sich ihr Durchschnittsalter von 48 auf 51 Jahre. Damit waren sie etwa doppelt so alt wie die übrigen Studierenden.



Ralf Martin Jäger im Tonstudio seines Lehrstuhls. Hier werden unter anderem Aufnahmen, die noch auf Cassetten oder Tonbändern vorliegen, den Anforderungen der modernen Zeit entsprechend digitalisiert. (Foto Gunnar Bartsch)

Jäger der verlorenen Noten

Ralf Martin Jäger ist der neue Inhaber des Lehrstuhls für Musikethnologie der Universität Würzburg. Seine Forschung führt ihn regelmäßig in ferne Länder und kaum zugängliche Archive.

Verschollene Dokumente in verschlossenen Archiven, kryptische Hinweise in venezianischen Schriftstücken, vergebliche Forschungsreisen in den Vorderen Orient und die Hoffnung, jetzt in Griechenland fündig zu werden. Klingt wie das Exposé eines neuen Indiana-Jones-Films? Ja. Ist aber Realität. Für Ralf Martin Jäger gehören solche Erlebnisse zum Arbeitsalltag. Dabei sucht der Wissenschaftler nicht etwa nach dem Heiligen Gral, sondern „nur“ nach Notenaufzeichnungen. Jäger ist Musikethnologe und seit diesem Semester neu am Institut für Musikforschung der Universität Würzburg.

„Warum hat die Musik des Orients im Laufe des 18. Jahrhunderts einen so deutlichen ästhetischen Wandel vollzogen?“ Diese Frage hat Jäger zum Indiana Jones gemacht. Weil keine Original-Noten mehr aus dieser Zeit existieren, hat Jäger seine Suche ausgeweitet. In den Schriften eines venezianischen Je-

suiten hat er Hinweise auf griechische Handschriften aus dieser Zeit entdeckt. Die könnten ihm Auskunft geben und sollten angeblich im Archiv des Patriarchen von Konstantinopel lagern. Nach einer siebenjährigen Wartezeit erhielt Jäger endlich die Genehmigung, persönlich dort zu suchen. Doch seine Reise blieb ohne Erfolg: „Die Bücher waren weg.“ Jetzt vermutet er sie in Griechenland und will dort weiterforschen.

„Das Spannende an Musikethnologie ist die Tatsache, dass es sich um eine polydimensionale Wissenschaft handelt. Verkürzt formuliert kann man sagen: Musikethnologie beschäftigt sich mit allem, was nicht gerade europäische Kunstmusik ist“, sagt Ralf Martin Jäger. Ein gigantisches Spektrum also: Egal, ob Raga-Musik aus Indien, Volksmusik in Westfalen oder Hofmusik aus Thailand – Musikethnologen beschäftigen sich mit all diesen Formen und

mit noch viel mehr, bis hin zu dem, was sie „Populärmusik“ nennen und wozu Britney Spears ebenso zählt wie James Last oder die Kastelruther Spatzen.

Alles außer Klassik

Nur von dem, was der Laie gewöhnlich als „klassische Musik“ bezeichnet, lassen sie die Finger. Mit dieser Art von Musik, die „auf Grundlage einer präskriptiven Notation bewusst als Kunst geschaffen wird“, wie Jäger erklärt, sollen sich andere Teilbereiche der Musikwissenschaft beschäftigen.

Mindestens ebenso vielfältig wie die erforschten Stilrichtungen ist auch der Ansatz, mit dem Musikethnologen an ihr Forschungsgebiet herangehen: Wie funktioniert Musik in ihrem jeweiligen kulturellen Kontext? Wie entwickelt sie sich im Laufe der Zeit? Wie beeinflussen sich unterschiedliche Kulturen gegenseitig? Was passiert mit der tradi-

tionellen Musik, wenn ein Prozess wie beispielsweise die Industrialisierung ein Land verändert? Warum verschwinden manche Richtungen und tauchen Jahre später an anderer Stelle wie aus dem Nichts wieder auf? Mit Fragen wie diesen beschäftigt sich Jäger. Dafür reist er um die Welt, stöbert in Archiven, zeichnet mit Kamera und Aufnahmegerät Konzerte vor Ort auf, interviewt Musiker und lässt sich die Texte und Kontexte erklären.

Auch Punk-Musik ist interessant

Nicht die Fragen nach Dur und Moll, nach Halb- und Ganztonschritten oder nach dem Wechsel von einer Tonart in eine andere sind es, die Jäger umtreiben. Der Ethnologe betrachtet Musik immer in ihrem Zusammenspiel mit Musikern und Zuhörern. „Musik spielt eine wichtige Rolle bei der Identitätsbildung“, sagt Jäger. Mit der Unterstützung durch Musik könnten bestimmte Gruppen ein Zusammengehörigkeitsgefühl entwickeln; bisweilen werde sogar die Art und Weise, wie Noten aufgeschrieben werden, zu einem Identität stiftenden Moment. „Unter diesem Aspekt gesehen wird sogar Punk interessant.“

Dass er einmal als Forschungsreisender in Sachen Musik durch die Welt ziehen würde, hatte Jäger ursprünglich so nicht geplant. Nach der Schule schrieb er sich zunächst für Musikpädagogik ein mit den Fächern Klassische Gitarre, Klavier und Gesang; erst später wechselte er zur Musikethnologie. Und machte dort sehr schnell wichtige Entdeckungen. Noch als Student hatte sich Jäger für türkische Kunstmusik aus dem 19. Jahrhundert interessiert; allerdings gab es dazu gerade mal eine zeitgenössische Handschrift. Intensive Vorbereitungen standen am Anfang seiner Suche nach weiteren Exemplaren: „Ich hatte Türkisch gelernt und mir die damals gebräuchliche Musikschriftsprache angeeignet und bin dann in die Türkei gefahren“, erzählt Jäger. Tatsächlich wurde der angehende Musikethnologe fündig: „Im Archiv des Konservatoriums der Istanbuler Universität fand ich 13 bisher unbekannte Handschriften.“ Deren Katalogisierung war eine der zentralen Vorarbeiten zu Jägers Doktorarbeit.

Neben neuen Vorhaben wird die Musikforschung des Vorderen Orients auch in Würzburg einen Teilbereich von Jägers Arbeit bilden; ein Großteil seiner Doktoranden hat deshalb bereits zugesagt, mit ihm von Münster an den Main zu wechseln. Die Bedingungen hier findet er „einzigartig“: Das größte Institut für Musikforschung in Deutschland, das überdies mit seinem Leiter Professor Ulrich Konrad über den einzigen Leibnizpreisträger in dieser Fachrichtung verfügt. Der einzige unbefristete Lehrstuhl deutschlandweit. Eine breit aufgestellte außereuropäische Philologie an der Universität – speziell mit der Sinologie und der Indologie will Jäger den Kontakt suchen. Und dazu ein großes Zentrum für den Vorderen Orient in Bamberg. Kein Wunder, dass Jäger die Entscheidung für Würzburg leicht gefallen ist – auch wenn dies bedeutet, dass er mit Frau und drei Töchtern umziehen muss.

Pläne für die Zukunft hat Jäger viele: Nicht nur den Vorderen Orient, auch die Musik Südostasiens mit einem speziellen Fokus auf Indonesien will er von Würzburg aus erforschen. Das bereits vorhandene Archiv mit Tonaufnahmen und Musikhandschriften will er durch die Integration anderer Sammlungen und Archive erweitern. Ein Musikinstrumentenmuseum soll in den Räumen der Residenz Platz finden. Auch den Studierenden will der Musikethnologe Neues bieten. Ganz an oberster Stelle steht dabei der Wunsch, mit der Universität in Istanbul ein Erasmus-Programm auf die Beine zu stellen, damit der Austausch möglichst schon zum kommenden Wintersemester beginnen kann. Und wer dort – so wie Jäger im Keller des Konservatoriums – mit der Leidenschaft für die Musikethnologie infiziert wird, soll in Würzburg auch die Gelegenheit geboten bekommen, dieser Leidenschaft nachzugehen: Gut möglich, dass das Institut für Musikforschung in absehbarer Zeit einen Masterstudiengang „Musikethnologie“ anbieten wird.

Abschalten auf der Nordsee

Welche Rolle spielt Musik im Privatleben eines Menschen, der sich schon von Berufs wegen permanent und intensiv mit Klängen und Tönen auseinandersetzt? Anscheinend eine zwiespäl-

tige. Aktiv: Ja. „Ich spiele ganz gerne Jazz und singe in mehreren Chören“, sagt Ralf Martin Jäger. Passiv: Weniger. „Wenn ich zuhause bin, höre ich selten Musik. Und wenn doch, dann die gleiche wie auf der Arbeit. Da bin ich in der glücklichen Lage, mein Hobby zum Beruf gemacht zu haben.“ Dass er sich tagtäglich so differenziert mit Musik beschäftigen darf und damit auch noch sein Geld verdient, empfindet Jäger als Privileg. Kann er denn überhaupt noch Musik nur so zum Abschalten und Genießen hören? Wohl kaum: „Völlig denkfrei kann man Musik nicht rezipieren“, sagt er. Wahrscheinlich schaltet der Musikforscher besser bei seinem anderen Hobby ab: Mit der Familie auf der Nordsee segeln. Auch wenn das von Würzburg aus schwierig werden dürfte. Aber vielleicht tut's ja dann auch die fränkische Seenplatte.

Gunmar Bartsch

ZUR PERSON

Ralf Martin Jäger wurde 1963 in Lengerich (Westfalen) geboren. Von 1985 bis 1993 studierte er Musikwissenschaft, Anglistik und Erziehungswissenschaften in Münster und promovierte dort 1993. Ab 1997 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Musikwissenschaftlichen Seminar der Uni Münster und kommissarischer Leiter der Forschungsstelle für theoretische Musikwissenschaft. 1999 habilitierte er sich. Seit 1995 ist Jäger Leiter der Dissertationsmeldestelle der Gesellschaft für Musikforschung; 2000 bis 2004 war er Vizepräsident des deutschen Nationalkomitees im International Council for Traditional Music (Unesco) und von 2002 bis 2005 stellvertretender Vorsitzender der Fachgruppe Musikethnologie der Gesellschaft für Musikforschung. 2005 wurde Jäger mit dem „Hendrik Casimir - Karl Ziegler-Forschungspreis“ der Nordrhein-Westfälischen Akademie der Wissenschaften und der Königlich Niederländischen Akademie der Wissenschaften ausgezeichnet.

Feuer und Flamme für Ägypten

Der mit 5.000 Euro dotierte Röntgenpreis der Universität Würzburg ist für herausragende Nachwuchswissenschaftler bestimmt. Mit ihm wurde in diesem Jahr der Ägyptologe Martin Stadler (36) ausgezeichnet.

Wenn Mathematiker in fachfremder Gesellschaft erzählen, welchem Beruf sie nachgehen, bekommen sie oft das zu hören: „Na, dann können Sie ja gut rechnen!“ Mediziner? Sie werden gern um Rat gefragt wegen körperlicher Wehwechen. „Oh, Sie sind Arzt! Mir tut zurzeit mein Rücken so weh ...“

Was aber passiert, wenn sich jemand als Ägyptologe outet? „Das ist ja cool! Ich hab' da neulich erst was im Fernsehen gesehen...“ Ganz typisch sei diese Reaktion, sagt Ägyptologe Martin Stadler. Doch auf den 36-jährigen strömen noch mehr Fragen ein, wenn er anderen seinen Beruf offenbart: Können Sie Hieroglyphen lesen? Wie wurden die Pyramiden gebaut? Was hat es mit dem Fluch der Pharaonen auf sich? „Man merkt, dass Ägypten und seine Kultur eine große Faszination auf die Menschen ausüben“, sagt Stadler.

Zum Bau der Pyramiden gibt es viele Hypothesen

Ja, Hieroglyphen kann er lesen. Der Fluch der Pharaonen? Nun ja, dazu gibt es viele Geschichten – meist aus Gerüchten und Zeitungsenten gebräut. Und nein, die Frage nach dem Bau der Pyramiden lässt sich nicht mit völliger Sicherheit beantworten: „Wir wissen es nicht, weil es darüber keine Schriftzeugnisse gibt.“ Wohl aber kann Stadler seinen Zuhörern von den vielen wissenschaftlichen Hypothesen zum Bau der riesigen Grabmale erzählen.

Solche Fragen beantwortet er gern. Wesentlich lieber als die Frage, die er als Student nur allzu oft gestellt bekam: „Ägyptologie? Was macht man denn damit?“ Bisweilen hat Stadler dann einfach einen Witz erzählt, der auch über andere Geisteswissenschaftler kursiert: „Was sagt ein arbeitsloser Ägyptologe zu einem Ägyptologen, der Arbeit hat? Antwort: Einmal Currywurst mit Pommes, bitte!“

Am Kiosk zu arbeiten, das ist eine Möglichkeit. Wer als Ägyptologe wissenschaftlich tätig sein will, dem stehen

im Wesentlichen drei Bereiche offen: Museum, Karriere an der Uni, Feldforschung beim Deutschen Archäologischen Institut. Ginge nicht auch Touristenführer in Ägypten? „Dafür würde man keine Arbeitserlaubnis bekommen, das dürfen nur Einheimische machen“, erklärt Stadler. Der Staat am Nil habe ein Auge darauf, seine eigenen Fachleute in Lohn und Brot zu bringen.

Mit der Geschichte von Josef in Ägypten fing es an

Fasziniert von Ägypten ist Martin Stadler schon seit der Grundschulzeit: Im Religionsunterricht hat es ihn gepackt, als der Lehrer die Geschichte von Josef in Ägypten durchnahm. Er selbst reiste zum ersten Mal mit 13 Jahren an den Nil, zusammen mit seiner Großmutter. Kairo, Luxor und Assuan standen auf dem Programm.

Kurz vorm Abitur ging es wieder nach Ägypten: Schüleraustausch, organisiert von seinem Gymnasium in München. Zwei Wochen lang wohnte Martin Stadler bei einer ägyptischen Familie in Gizah, westlich von Kairo, nahe bei den großen Pyramiden. In dieser Zeit lernte er auch die ägyptische Alltagskultur von ganz nah kennen: „Ich durfte zum Beispiel nicht in die Küche, das war der Privatbereich der Mutter. Und beim Essen galt es, von allem zu nehmen, auch wenn es mir nicht geschmeckt hat. Alles andere wäre eine Beleidigung für die Familie gewesen.“

Familie und Freunde hatten Bedenken

Ägyptologie zu studieren – das stand für Martin Stadler lange vor dem Schüleraustausch fest. Allerdings schrieb er sich nach Abitur und Wehrdienst an der TU München für Architektur ein. Schuld daran waren die Bedenken, die seine Familie und Freunde vortrugen: Ägyptologie, das sei doch eine brotlose Kunst mit wenig Aussichten auf eine Arbeitsstelle – „und das stimmt ja auch“, sagt Stadler.

Das Architekturstudium habe ihm teils

schon Freude gemacht. Was ihm aber nicht zusagte: „Der Kreativitätsdruck war extrem. Jede Woche hatten wir Entwürfe abzuliefern, auf Knopfdruck Ideen auszuwerfen.“ Die Wende kam in einer Vorlesung über Bautechnik und Hausphysik: „Der Professor philosophierte da eine Stunde lang darüber, in welchen Winkeln man Fallrohre anbringen muss, damit der Toilettenabfluss nicht verstopft. Das ist ja auch wichtig, und ich will das gar nicht abwerten. Aber von dem Moment an war mir klar, dass dieses Studium einfach nicht zu meinen Interessen passt.“

Also doch Ägyptologie! Warum der gebürtige Münchener sich dann für die Uni Würzburg entschieden hat? „Ich wollte ja auch mal von zu Hause weg“, sagt er. Außerdem habe er zu dieser Zeit schon ein Jahr lang das Studium in München „genossen“ – was er ironisch meint: „Die langen Wege, die man dort mit der U-Bahn zurücklegen muss, sind vor allem im Sommer einfach furchtbar. Und in München verläuft sich das

ZUR PERSON

Martin Stadler, 1973 in München geboren, studierte an der TU München zunächst zwei Semester Architektur. Dann Wechsel an die Uni Würzburg, hier Studium der Ägyptologie, Klassischen Archäologie und Geschichte. Zwei Jahre an der Universität Oxford in England, dort Abschluss des Studiums 1998 mit dem Master. 2001 in Würzburg Magister, 2002 Promotion in Ägyptologie, 2007 Habilitation. In bislang vier Monographien und 25 Aufsätzen hat Stadler sich vor allem mit der ägyptischen Religion in ihren textlichen und künstlerischen Hinterlassenschaften beschäftigt. Derzeit ist er Akademischer Rat am Institut für Altertumswissenschaften.

studentische Leben. Viele kommen aus dem Umland und fahren am Wochenende nach Hause.“

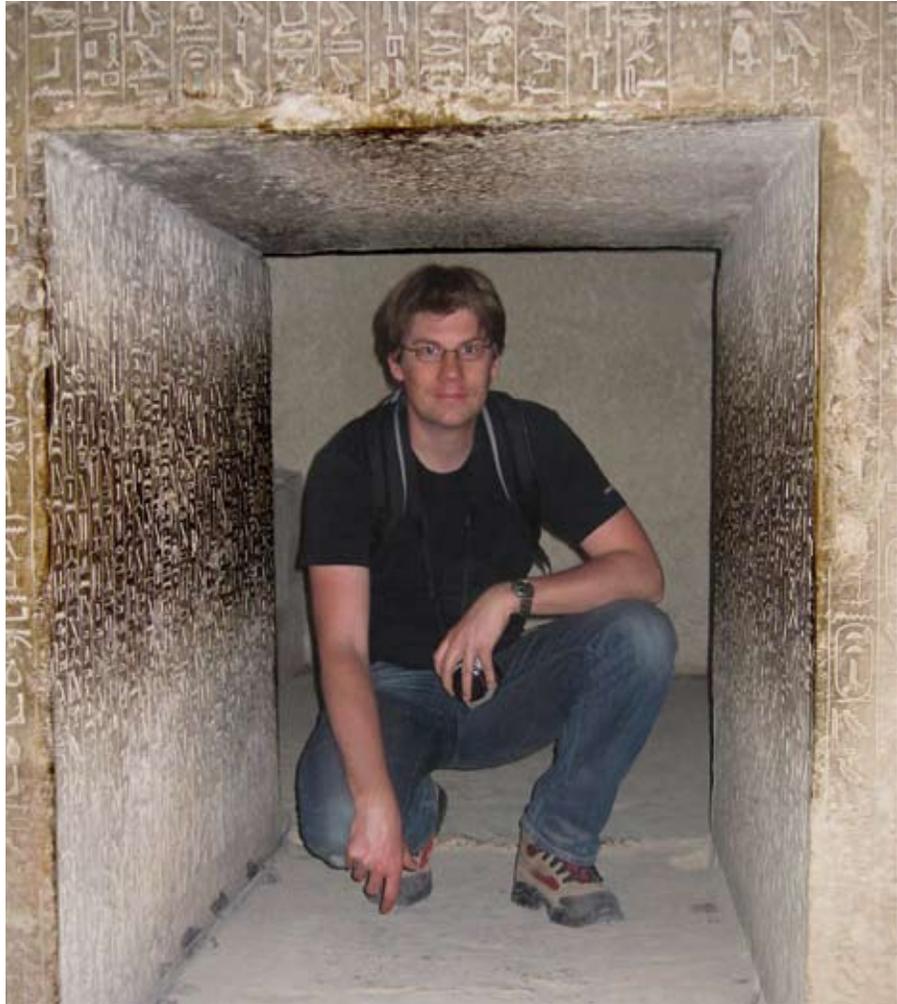
Für den Wechsel nach Würzburg sprachen aber noch andere Gründe. Martin Stadler hatte sich gut über die ägyptologischen Lehrstühle in Deutschland informiert, und Würzburg erschien ihm am attraktivsten. Ein Eindruck, der sich bestätigen sollte: Er machte einen Termin mit dem damaligen Lehrstuhlinhaber Karl-Theodor Zauzich aus, fuhr nach Würzburg, ließ sich am Lehrstuhl alles zeigen, sah die Stadt an – und war am Ende davon überzeugt, dass er sein Studium am besten hier beginnen sollte. Bereut hat er das bis heute nicht.

Wie es für ihn weitergeht?

In den kommenden sechs Jahren wird er stark mit einem Forschungsprojekt befasst sein, für das die Deutsche Forschungsgemeinschaft ihm 300.000 Euro bewilligt hat – eine enorme Summe für ein geisteswissenschaftliches Vorhaben. Stadler erforscht

dabei den Tempel von Dime, dessen Überreste mitten in der Wüste liegen, nahe bei der Oase Fayum südwestlich von Kairo. Ihn interessiert die Rolle, die ägyptische Tempel als Kultstätten und Wirtschaftsunternehmen spielten. Einzelheiten über das religiöse Ritual, das im Tempel von Dime ablief, erfährt er aus Papyrus-Fragmenten, die er in den vergangenen Jahren in ganz Europa zusammengetragen hat. Diese Papyri sind nicht mit Hieroglyphen beschrieben, sondern in demotischer Schrift. „Das war eine Schreibschrift für den täglichen Gebrauch. Sie ist circa ab 650 vor Christus über Umwege aus dem Hieroglyphischen entstanden“, sagt der Würzburger Ägyptologe. Er ist einer der wenigen Experten weltweit, die diese Schrift entziffern können.

Verstärkt will Martin Stadler auch Projekte mit Studierenden auf den Weg bringen. „Davon lebt doch ein Institut:



Martin Stadler in der Teti-Pyramide in Saqqara bei Kairo. Die Pyramide wurde Ende des 24. Jahrhunderts vor Christi Geburt für den König Teti gebaut. (Foto Birgit Zimmermann)

Dass die Studierenden es als Lebensraum begreifen, so dass sie nach einer Vorlesung gern hierbleiben, um zu diskutieren oder Lehrveranstaltungen vorzubereiten.“ Zusammen mit Studierenden hat Stadler vor zwei Jahren den Ägypten-Saal des Martin-von-Wagner-Museums mit rund 300 Objekten neu gestaltet, ähnliche Projekte könnten folgen. Künftig eine große Ägypten-Exkursion anzubieten: Das möchte Martin Stadler ebenfalls gern verwirklichen.

Ungeheurer Aufwand für Ausstellungsprojekt

Neben Forschung und Lehre steht weiterhin die Öffentlichkeitsarbeit auf seiner Agenda. Über Erfahrung mit umfangreichen Ausstellungen verfügt er bereits: Im Jahr 2005 hat er mit ausgewählten altägyptischen Originalen aus der universitätseigenen Antikensamm-

lung die Sonderausstellung „Wege ins Jenseits“ konzipiert und organisiert.

Der Aufwand war enorm: Im Alleingang hat Stadler den Katalog, die Werbeprospekte, die Texte für die Schautafeln und die Beschilderung geschrieben. Der Presse stand er während der gesamten Ausstellungsdauer als Ansprechpartner zur Verfügung – und das alles parallel zu seiner Habilitation, für die er dennoch weniger als fünf Jahre brauchte. Ebenso enorm wie der Aufwand war der Erfolg: Die Ausstellung lockte über 25.000 Besucher ins Würzburger Museum am Dom.

Ideen für ein neues Ausstellungsprojekt hat er bereits im Kopf. Spruchreif ist die Sache noch nicht, aber sie könnte im kommenden Wintersemester konkreter werden, wenn Stadler den ägyptologischen Lehrstuhl an der Universität Tübingen vertritt.

Robert Emmerich

Zu Gast in Würzburg

DAAD-Preisträgerin Monika Schönherr: Seele des Netzwerks für ausländische Studierende



Monika Schönherr.

(Foto Margarete Pauli)

ZUR PERSON

Monika Schönherr – geboren 1980 im polnischen Zielona Góra – hat von 1999 bis 2005 Germanistik an der dortigen Universität studiert. Seit 2006 promoviert sie – mit einem Promotionsstipendium der gemeinnützigen Hermann-Niermann-Stiftung – an der Universität Würzburg über „Modalitätsausdrücke in althochdeutschen Bibeltexten“. Die Arbeit betreut Professor Norbert Richard Wolf

Alle paar Wochen verschickt Monika Schönherr eine Rundmail. Dann treffen sich die jungen Sprachwissenschaftler im Gemeinschaftsraum ihres Studentenwohnheims, in der Cafeteria oder in der Unibibliothek und tauschen sich über ihre Forschung aus. Sie unternehmen aber auch gemeinsam Ausflüge und treiben zusammen Sport. Auf diese Weise ist am Lehrstuhl für deutsche Sprachwissenschaft ein informelles Netzwerk für ausländische Studierende entstanden, das auch noch verbindet, wenn die Kommilitonen längst wieder in ihre Heimatländer zurückgekehrt sind: Monika Schönherr, Doktorandin aus Polen und Seele dieses Zirkels, ist nun beim Stiftungsfest mit dem DAAD-Preis 2009 des Deutschen Akademischen Austauschdienstes für hervorragende Leistungen ausländischer Studierender ausgezeichnet worden.

Geboren wurde das Netzwerk im linguistischen Kolloquium am Lehrstuhl für deutsche Sprachwissenschaft. „Unser roter Faden ist unsere Arbeit. Wir sind alle begeistert von der Sprache“, erzählt die junge Frau. „Zunächst wollten wir einfach was zusammen machen, über unsere Forschung diskutieren, Informationen und Materialien austauschen. Aber schon bald haben wir gefühlt, dass wir einander bereichern können und das auch wollen.“

Studierende aus Polen, Tschechien, Mazedonien, Bulgarien, Russland, China, Rumänien und auch Deutschland sind mittlerweile mit dabei. Mal sind sie nur eine kleinere Gruppe von acht Leuten, manchmal aber auch zwölf und mehr. Zu Ehemaligen hält sie per Mail oder auch Skype Kontakt. Die interkulturelle Kommunikation, sagt Monika Schönherr, entwickle sich bei ihnen einfach übers Beisammensein: „Jeder bringt sich selbst ein – dadurch lernen wir, miteinander zu kommunizieren.“

Sie selbst „war schon früh begeistert vom Gedanken der europäischen Integration und von interkulturellen Beziehungen“. Durch ihren österreichischen Großvater hat ihre Familie immer Kontakte nach Deutschland und Ös-

terreich gepflegt. Dazu kam dann der Beitritt Polens in die EU-Strukturen. In ihrer Familie war aber auch immer die Tatsache präsent, dass ihr Großvater deutscher Soldat war – und sein Sohn, ihr Vater, polnischer Soldat. „Jeder lebt in einem Netzwerk, ob wir das wollen oder nicht“, hat sie für sich den Schluss daraus gezogen. „Und es kommt auf uns an, wie wir es haben wollen: als Miteinander oder als Schlachtfeld.“

So hat sie gegen Ende ihres regulären Germanistikstudiums ein Fernstudium an der Adam-Mickiewicz-Universität in Posen und der Fachhochschule für Verwaltung und Rechtspflege Berlin absolviert, in dem Fragen der europäischen Integration zunächst aus polnischer, dann aus deutscher Sicht behandelt wurden. Im Anschluss nahm sie auch an „Brücken bauen“ teil, einem trinationalen Projekt unter der Schirmherrschaft des DAAD und der Europäischen Akademie Berlin für Studierende und junge Führungskräfte aus Polen, Russland und Deutschland.

Ihr beruflicher Schwerpunkt soll künftig aber die Sprachwissenschaft sein. So strebt die 29-Jährige an, sich im Anschluss an ihre Promotion zu habilitieren. Aktuell ist sie noch dabei, ihre Promotion bei Professor Norbert Richard Wolf an der Universität Würzburg abzuschließen. Nachdem sie hier während eines Aufenthalts als DAAD-Stipendiatin vor einigen Jahren ihre Leidenschaft für das Althochdeutsche entdeckt hatte, versucht sie nun in ihrer Forschung das „sprachliche Problem der Modalität im Althochdeutschen“ zu klären. Dabei geht sie insbesondere der Frage nach, wie man im fränkischen Dialekt des 9. Jahrhunderts Gewissheit signalisiert, Wünsche ausgedrückt oder Emotionalität gezeigt hat.

Eine Kostprobe davon hat sie in ihrer Dankesrede auf Althochdeutsch beim Stiftungsfest gegeben: „... Ihr Professoren seid das Salz der Erde – hochgeschätzt...“ So oder so ähnlich hätte man wohl damals seiner Wertschätzung für seine Universitätslehrer Ausdruck verliehen.

Margarete Pauli

Zu Gast in der Fremde

Katrin Krämer hat in Mexiko eine überwältigende Gastfreundschaft kennen gelernt

Ein halbes Jahr hat Katrin Krämer in Mexiko gelebt: Von August bis Weihnachten 2008 hat sie an der Universidad de Guadalajara Psychologie studiert; danach ist sie noch drei Monate lang durch das Land gereist. Wenn man sie nach schlechten Erfahrungen fragt, muss sie lange nachdenken. Aber auch dann fällt ihr keine ein – im Gegenteil. „Mexiko ist super. Die Mexikaner sind extrem offen und hilfsbereit. Ein Aufenthalt dort ist unbedingt zu empfehlen“, sagt die 23-Jährige. Ihr habe es jedenfalls so gut gefallen, dass sie am Schluss gar nicht mehr gehen wollte und jetzt schon darüber nachdenkt, wann sie wieder hinfliegen kann.

Guadalajara liegt 500 Kilometer westlich von Mexiko-Stadt; im Großraum der Stadt leben ungefähr vier Millionen Menschen. Die Universität wurde 1792 gegründet und ist damit die zweitälteste Mexikos. Mit der Uni Würzburg verbindet sie ein Partnerschaftsabkommen, weshalb Studierende aus Würzburg bei einem Aufenthalt dort die Gebühren erlassen bekommen. „Studierende loben die Gastfreundlichkeit und Neugier der Einheimischen gegenüber Austauschstudierenden in Guadalajara. Mit mexikanischen Kommilitonen kommt man leicht und schnell in Kontakt“, heißt es auf der Internet-Seite des Akademischen Auslandsamts. Ein Urteil, das Katrin Krämer nur bestätigen kann.

„Woher kommst du? Wie heißt du? Hast du dies und jenes schon gesehen?“ Regelmäßig sei die Psychologie-Studentin in den Seminaren von ihren mexikanischen Kommilitonen angesprochen, häufig auf einen Kaffee eingeladen worden. „Alle waren unglaublich kontaktfreudlich. Nie habe ich mich alleine gefühlt“, sagt sie. Wobei das mit der Hilfsbereitschaft bisweilen ein zweischneidiges Schwert sein kann: „Die Leute wollen immer helfen. Selbst wenn sie es nicht wissen.“ Und so kann es schon mal passieren, dass man in die falsche Richtung geschickt wird, nur weil der Angesprochene nicht zugeben

will, dass er keine Ahnung hat, wo das gesuchte Objekt zu finden ist. „Aber man lernt sehr schnell, wem man glauben kann, und wann es sich empfiehlt, besser eine zweite Person zu fragen“, sagt Katrin.

Ein Beispiel, wo Rat und Hilfe von Einheimischen vonnöten sind, ist das Bus-system von Guadalajara. „Es gibt zwar jede Menge Buslinien. Aber man findet nirgends eine Art Fahrplan, wie man ihn von Deutschland gewohnt ist“, sagt die Studentin. Wer wissen will, wann und wo – und wohin – ein Bus fährt, ist auf Hilfe Anderer angewiesen oder lernt einfach durch Ausprobieren. Und auch dann braucht er gute Nerven: Die Busfahrer sehen ihren Job anscheinend sportlich – wovon zahlreiche Beulen in der Karosserie Zeugnis ablegen. Beim Sprint um die beste Position geht so mancher Außenspiegel verloren – was die Kontrahenten allerdings nicht dazu bewegt, deswegen stehen zu bleiben oder gar die Polizei zu holen.

Passende Kurse an der Uni zu finden, war für Katrin kein Problem: „Ich hatte alle Freiheiten, die Seminare zu belegen, die ich mir ausgesucht hatte.“ Im Unterschied zu Deutschland sei das Psychologiestudium in Mexiko deutlich verschulter. „Es gibt keine Vorlesungen. Dafür muss man in den Seminaren regelmäßig Hausaufgaben machen, Texte lesen, Zusammenfassungen schreiben, Referate vorbereiten“, sagt sie. Das hatte immerhin den Vorteil, dass ihr Prüfungsstress zum Semesterende, wie er in Würzburg üblich ist, erspart blieb.

Auch wenn der Aufenthalt in Mexiko für ihr Studium fachlich keinen großen Zugewinn gebracht hat, will Katrin Krämer die Erfahrungen aus dieser Zeit nicht missen: „Mal richtig weit weg von zu Hause sein und sehen, dass man damit klar kommt – das fördert die Selbständigkeit und das Selbstbewusstsein ungemein“, sagt sie. Und noch ein Punkt ist ihr wichtig: Die Erfahrung, dass es noch andere Arten zu arbeiten und zu leben gibt als die in Deutschland bevorzugten. *Gunnar Bartsch*

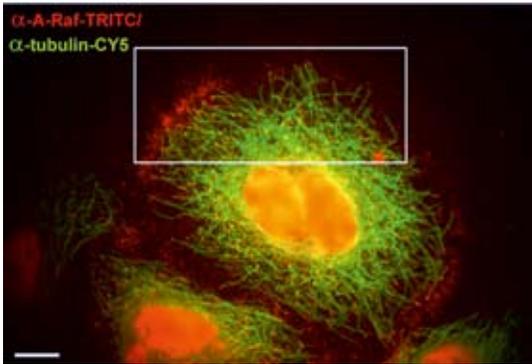


Katrin Krämer vor den Pyramiden von Teotihuacán. (Foto privat)

ZUR PERSON

Katrin Krämer studiert im sechsten Semester Psychologie an der Uni Würzburg. Die gebürtige Thüringerin ist im August 2008 für ein Auslandssemester an die Universidad de Guadalajara (Mexiko) aufgebrochen. Nachdem die Vorlesungszeit dort bereits an Weihnachten endet, ist sie im Anschluss noch drei Monate lang durch das Land gereist. Ihre Unterkunft hat sie dabei häufig über couchsurfing.com gebucht.

Neue Erkenntnisse zur Entstehung von Krebs



A-RAF-Kinase (rot) findet sich in der Zelle unter anderem in Endosomen und entlang der Mikrotubuli, hier grün gefärbt.

(Foto MSZ)

Jede Zelle eines jeden Organismus steht normalerweise in ständigem Kontakt zu ihrer Umgebung. Rezeptoren an ihrer Oberfläche nehmen Signale von außen auf und transportieren sie – meist über eine mehrstufige Kaskade, bei der mehrere Ei-

weiße nacheinander miteinander agieren – ins Zellinnere, wo dann die weitere Verarbeitung geschieht. Eine der wichtigsten dieser Kaskaden im menschlichen Organismus ist die so genannte MAP-Kaskade. Sie spielt bei der Zellteilung eine wichtige Rolle und wenn es darum geht, dass sich Zellen zu einer bestimmten Gewebsform entwickeln. Dass sich daraus ein enger Zusammenhang zur Entstehung von Krebszellen ergibt, liegt auf der Hand. Mit einem Enzym, das am Anfang der

MAP-Kaskade steht, hat sich Elena Nekhoroshkova beschäftigt. Die 34-Jährige forscht am Institut für Medizinische Strahlenkunde und Zellforschung der Universität Würzburg. Im Rahmen ihrer Doktorarbeit galt ihr besonderes Interesse einer Unterform der so genannten RAF-Kinasen, die vergleichsweise wenig aktiv ist und darum bislang nicht intensiv erforscht wurde. Elena Nekhoroshkova ist es gelungen, eine bislang unbekannt Funktion dieses Enzyms namens A-RAF nachzuweisen. „Dank seiner besonderen Fähigkeiten sitzt diese Unterform an ganz bestimmten Stellen der Zellmembran und reguliert von dort aus die Aktivität der Rezeptoren“, sagt Nekhoroshkova. Somit komme dem Enzym bei der Entstehung von Krebs eine wichtige Rolle zu. „Dieser neue Signalweg ist vielversprechend als Ansatzpunkt für die Entwicklung neuer Krebstherapeutika“, sagt Elena Nekhoroshkova. Ihrer Meinung nach könne damit sofort begonnen werden.

Die Honigbiene im Netz

Mit seiner Idee einer Lernplattform über Bienen war Jürgen Tautz erfolgreich. Das Projekt des Würzburger Forschers wurde in einem Wettbewerb des Bundesforschungsministeriums als eine der innovativsten Ideen zur Vermittlung von Wissenschaft ausgezeichnet. Mit dem Preisgeld von 10.000 Euro kann das Vorhaben nun starten. Gesucht waren kreative und originelle Ideen, die dazu beitragen sollen, einer breiten Öffentlichkeit und besonders Schülerinnen und Schülern die Bedeutung von Wissenschaft und Forschung näher zu bringen. Mit „HOBOS – HOnyBee Online Studies“ bieten die Bienenforscher der Universität Würzburg eine Lernplattform an, mit der man wissenschaftliches Denken und Arbeiten lernen kann.



Honigbiene mit Mikro-Chip. (Foto: Helga R. Heilmann, BEGroup)

Neuer Studiengang vereint Mathe und Physik

Hochschulabsolventen, die sich in Mathematik und Physik gleichermaßen gut auskennen, sind gesucht. Dem trägt der neue Bachelor-Studiengang „Mathematische Physik“ Rechnung, den die Universität Würzburg zum kommenden Wintersemester erstmals anbietet. Die Zulassung ist frei, die Einschreibung voraussichtlich ab Mitte August möglich. Im Unterschied zu einem reinen Mathematik- beziehungsweise Physikstudium wird in diesem neuen Studiengang in der Mathematik ein wenig Tempo herausgenommen und die Themen werden inhaltlich fokussiert. In der Physik ist der experimentelle Bereich nicht in seiner ganzen Breite entwickelt. Dafür steht die Theoretische Physik etwas mehr im Vordergrund. Diese beiden Basisblöcke Mathematik und Physik werden durch einen Themenblock Mathematische Physik verbunden. Vor dem eigentlichen Studienbeginn erhalten die Studierenden in einem zweiwöchigen Vorkurs eine studiengangspezifische Einführung.

Bauarbeiten am roten Platz



Seit Mitte April lässt die Uni den rot gepflasterten Platz rund um Unibibliothek und Mensa sanieren. Die Arbeiten dauern voraussichtlich bis Ende 2011 und werden immer wieder zu Behinderungen führen. Weil aktuell der nördliche Bereich dran ist, ist der Eingang des Mensagebäudes, der in Richtung Unibibliothek liegt, gesperrt. Mehr Einschränkungen gibt es im ersten Bauabschnitt nicht; dauern soll dieser bis Winter 2009. Im weiteren Verlauf der Sanierung – ab dem Frühjahr 2010 – werden dann wechselnde Flächen des roten Platzes sowie jeweils ein Eingang zur Unibibliothek gesperrt bleiben. Punktuell werden in der unter dem Platz liegenden Tiefgarage immer wieder einige Parkplätze gesperrt sein.

Wer viel fragt ...

Vor allem in den Einführungsseminaren beliebter Fächer sind an den Unis die Teilnehmerzahlen enorm hoch. Wenn dann auch noch regelmäßig Übungen geschrieben werden, stellt sich die Frage, wer die korrigieren soll – und das bitte innerhalb weniger Tage. Am Institut für deutsche Philologie haben die Sprachwissenschaftler dafür ein ausgeklügeltes System entwickelt.

So viele Fragen. Und noch mehr Antworten – über 100.000 sind es am Lehrstuhl für deutsche Sprachwissenschaft. In nur einem Semester! Aus gerade mal zwei Seminaren und einem Tutorium! Und alle wollen gelesen, korrigiert und beantwortet sein! Und das möglichst schnell! Wie soll das nur zu schaffen sein?

Die Mitarbeiter am Lehrstuhl schaffen das – sogar ohne nächtliche Überstunden, regelmäßige Nervenzusammenbrüche oder einen gewaltigen Personalstamm. Verantwortlich dafür ist Dr. Peter Stahl. Der kannte das Problem mit den Antwortmassen und hatte während einer ruhigen Urlaubsstunde die Idee für dessen Lösung. Stahl ist Akademischer Oberrat am Institut für deutsche Philologie; mit jeweils der Hälfte seiner Arbeitszeit unterrichtet er an den Lehrstühlen für deutsche Sprachwissenschaft und für Computerphilologie. Eine ideale Kombination: Mit dem Fachwissen aus dem einen Bereich konnte er die Probleme des anderen lösen.

491 Studierende erzeugen eine gewaltige Papierflut

Das Problem war klar: „In der Sprachwissenschaft ist es notwendig, dass die Studierenden regelmäßig üben“, sagt Stahl. Vor allem in den beiden Einführungsseminaren gibt es deshalb von Woche zu Woche Hausaufgaben, die alle Teilnehmer erledigen müssen. Bei 20 oder 30 Studierenden wäre das kein Problem; dann hätte jeder Dozent genug Zeit, die Arbeiten zu korrigieren. Was aber, wenn – wie zurzeit – in den beiden Seminaren insgesamt 491 Studierende sitzen? „Dann wird die Papierflut zu groß“, sagt Stahl. Schon im Jahr 2004 war dieser Punkt erreicht: Die Dozenten sahen sich nicht mehr in der Lage, sämtliche Hausaufgaben innerhalb einer Woche mit der gebotenen Sorgfalt zu lesen und zu verbessern.

Der erste Ansatz, die Antworten per E-Mail einzusammeln, brachte keine gravierende Verbesserung. „Dadurch sind wir in einer Flut von Mails erstickt und konnten die Hausaufgaben auch nur noch stichprobenartig bearbeiten“, erinnert sich Stahl. Eine unbefriedigende Lösung: „Die Studierenden haben im Prinzip ohne Response ihre Aufgaben erledigt.“ Weil klar war, dass es so nicht weiter gehen konnte, machte sich Stahl Anfang 2006 an die Arbeit und entwickelte ein Programmsystem namens eHausaufgaben. Schon im Sommersemester kam es zum Einsatz. Zunächst im damals teilnehmerschwächeren Sprachwissenschaftlichen Einführungsseminar 2; als alle Dozenten, Hiwis und Studierenden damit zufrieden waren, kam im Wintersemester 2006/07 das Seminar 1 dazu. Mittlerweile gehören die eHausaufgaben zum festen Repertoire der Germanisten.

Das Prinzip ist einfach: Die Teilnehmer der Einführungsseminare erhalten vor der ersten Sitzung einen individuellen Code. Mit dem können sie sich nach dem Seminar über die Homepage der Sprachwissenschaft einloggen und die jeweils aktuellen Hausaufgaben bearbeiten. Dafür steht ihnen eine knappe Woche zur Verfügung, damit die Hiwis genügend Zeit haben, die Antworten vor dem nächsten Seminartermin zu korrigieren. Auch das ist noch immer mit viel Aufwand verbunden. Schließlich klicken die Studierenden nicht einfach ein paar Antworten aus einer Reihe vorgegebener Möglichkeiten an à la „Wer wird Millionär“, und der Computer kontrolliert, ob das Häkchen an der richtigen Stelle sitzt.

Einhellige Kritik wirkt sich auf den Fragenkatalog aus

Nein, in diesem Fall müssen die angehenden Germanisten ihre Antworten tatsächlich in ein Eingabefeld hineintippen. Manchmal reicht ein einzelnes Wort, beispielsweise wenn die 3. Per-

son Singular Konjunktiv II Perfekt von „sein“ gesucht ist. In anderen Fällen ist mehr Fleiß gefordert, etwa wenn es darum geht, die Bedeutung des Begriffs „Konstituenz“ zu erklären. Zwischen 20 und 30 Fragen umfassen die wöchentlichen Hausaufgaben jeweils; 30 bis 90 Minuten brauchen die Studierenden für ihre Antworten in der Regel – zumindest ihren eigenen Auskünften nach, die sie nach Beendigung der Arbeit ebenfalls online abgeben dürfen. Wer will, kann bei dieser Gelegenheit gleich auch noch einen Kommentar abgeben. Wenn sich dann Aussagen häufen, wie zum Beispiel „Frage 12 war viel zu schwierig“, könnte dies

dazu führen, dass der Katalog dementsprechend modifiziert wird.

Und worin besteht nun der Vorteil? Schließlich müssen auch diese Antworten alle noch korrigiert werden. „Ja, aber dieser Prozess ist für die Dozenten und Hiwis jetzt deutlich einfacher“, sagt Peter Stahl. Konkret gesagt: Die knapp 400 Teilnehmer des Seminars „Einführung in die Sprachwissenschaft 2“ sind auf 13 Gruppen verteilt. Nach Abgabeschluss holt sich der Korrektor ihre Antworten auf seinen Bildschirm – und zwar sortiert nach den einzelnen Fragen. So kann er sehr schnell sehen, wer die jeweilige Frage richtig, wer sie falsch und wer sie gar nicht bearbeitet hat. Die Musterlösung erhält er nämlich ebenfalls auf seinem Bildschirm angezeigt. Fehler kann er kommentieren und korrigieren, gute Antworten loben. Am Ende wird gespeichert. Die Studierenden bekommen ihre Arbeit mit den Kommentaren und den jeweiligen Musterlösungen automatisch per E-Mail zugeschickt. Und dann beginnt mit dem nächsten Seminar das Spiel von Neuem.

In der Sprachwissenschaft ist die Zufriedenheit mit den eHausaufgaben groß: „Die Studierenden haben die



Dr. Peter Stahl, der Entwickler der eHausaufgaben in der Sprachwissenschaft, an seinem Schreibtisch. (Foto: Gunnar Bartsch)

Möglichkeit, intensiv zu üben. Die Hiwis können ihre Korrekturen in relativ kurzer Zeit erledigen. Und das Seminar bleibt frei von der zeitraubenden Besprechung der Hausaufgaben“, sagt Stahl. Nur einen Traum hat der Com-

puterphilologe noch: einen Programmbaustein, der eine Vorkorrektur durchführt und auch bei frei eingegebenem Text erkennen kann, ob die Antwort richtig ist. Aber dafür hat er auch schon eine Idee. *Gunnar Bartsch*

Studienbeiträge sind rechtens

Studienbeiträge in Bayern verstoßen nicht gegen die Verfassung. Dies hat der Bayerische Verfassungsgerichtshof Ende Mai entschieden. Die Richter wiesen damit eine Popularklage von rund 1.200 Antragstellern zurück. Diese hatten unter anderem damit argumentiert, dass Studiengebühren das Grundrecht auf einen chancengleichen Zugang zu einem Hochschulstudium verletzen. Es sei nicht mehr garantiert, dass jeder Studieninteressierte auch wirklich vor seinem individuellen Familienhintergrund studieren könne. Demgegenüber stellte das Gericht fest: „Die Erhebung von allgemeinen Studienbeiträgen nach Maßgabe des Art. 71 Abs. 1, 4, 5 und 7 BayHSchG ist mit der Bayerischen Verfassung vereinbar“. Aus Sicht

der Verfassungsrichter wird das Recht des Einzelnen auf ein Hochschulstudium durch Studienbeiträge nicht verletzt. Die Chancengleichheit sei garantiert, da die Erhebung der Beiträge aufgrund zinsgünstiger Darlehen und Ausnahmeregelungen sozialverträglich sei.

„Durch die Entscheidung steht fest, dass die Erhebung von Studienbeiträgen durch die bayerischen Hochschulen und ihre sozialverträgliche Ausgestaltung auf einer tragfähigen verfassungsrechtlichen Grundlage stehen“, begrüßte das bayerische Wissenschaftsministerium das Urteil.

Anders die Meinung der Opposition im Landtag: Die hochschulpolitische Sprecherin der SPD-Landtagsfraktion, Isabell Zacharias, bedauerte die Entscheidung. „Das Urteil des Ver-

fassungsgerichtshofs hat untermauert, dass Rechtmäßigkeit und Gerechtigkeit leider nicht immer das Gleiche sind“, so die Münchner Abgeordnete. Ähnlich Ulrike Gote (Bündnis 90/Die Grünen): „Durch Studiengebühren werden Studentinnen und Studenten von einem Hochschulabschluss abgeschreckt, den bayerischen Hochschulen geht so viel Potenzial verloren.“ Auch die Freien Wähler sind gegen Studienbeiträge: „Studienbeiträge sind nicht nur unsozial, sondern schrecken vom Studium ab und schaden damit dem Wirtschaftsstandort Bayern. Sie verlängern das Studium und haben die Lehre bisher erwiesenermaßen nicht verbessert“, so deren hochschulpolitischer Sprecher Michael Piazzolo. *bar*

Studieren unter Hartz-IV-Niveau

Viele Tausend Kilometer liegen die Heimat von Liting Zhao und Mohamed Baa auseinander. Trotzdem verbindet die Chinesin und den Syrer ein gemeinsamer Traum. Sie sind nach Deutschland gekommen, um hier zu studieren. Dafür nehmen sie einiges in Kauf. Zum Beispiel einen ständigen Balanceakt am finanziellen Abgrund entlang.

Wie lange reichen in Deutschland 400 Euro, bis sie vollständig ausgegeben sind? Für Liting Zhao müssen sie einen ganzen Monat reichen. Und zwar nicht nur für Essen und Trinken. Die Chinesin, die Germanistik und Soziologie an der Universität Würzburg studiert, muss von diesem Geld alles bezahlen: Miete, Strom, Wasser, Krankenversicherung, Lebensmittel und all die anderen Dinge, die zum (Über-)Leben notwendig sind. Zum Vergleich: Ein Hartz-IV-Empfänger hat Anspruch auf 384 Euro monatlich. Die hat er aber zur freien Verfügung und muss damit keine Wohnung und Sozialbeiträge zahlen.

Liting kommt aus der Inneren Mongolei im Norden Chinas. Eine abgelegene Region, in der vom Wirtschaftswunder im Süden des Riesenreiches kaum etwas zu spüren ist. So verfügen auch ihre Eltern über vergleichsweise wenig Geld. Mühsam und mit Hilfe von Verwandten haben sie 7200 Euro zusammengebracht. Diese Summe war quasi die Eintrittskarte für ein einjähriges Studium in Deutschland zu dem Zeitpunkt, als sich Liting in Würzburg beworben hatte. Die deutsche Botschaft verlangte sie als finanzielle Absicherung für die Studentin aus China. Das Geld wurde auf ein Konto eingezahlt, 600 Euro davon darf Liting jeden Monat maximal abheben und für sich nutzen.

Doch Liting weiß: „Um richtig in Deutschland studieren zu können, muss man zwei bis drei Jahre bleiben.“ Um die zu überstehen, hieß es für sie von Beginn an: arbeiten gehen. Liting ist seit dreieinhalb Jahren in Deutschland. Die meiste Zeit hat sie regelmäßig neben dem Studium gejobbt – meist zwei Mal die Woche. Doch ihr Verdienst reicht oft nicht aus. Als Zimmermädchen, Küchenhelferin oder in einer Buchhandlung gibt es selten viel zu verdienen. Durchschnittlich erhält Liting sieben Euro pro Stunde. Vor allem die Studienbeiträge stellen immer wieder

eine kaum zu überwindende Hürde dar. Außerdem schlaucht das Arbeiten sehr, nimmt die Energie zum Studieren.

Ein spartanischer Lebensstil ist Pflicht

Liting hat sich angepasst an die finanzielle Knappheit, ihr Leben dran ausgerichtet. So wohnt sie in einer Wohngemeinschaft, weil die mit 175 Euro Miete billiger ist als ein Platz im Wohnheim. Und sie kocht fast jeden Tag zu Hause. Die Mensa ist ihr zu teuer. Mit diesem spartanischen Lebensstil hat es Liting geschafft, ihr Studium fast abzuschließen. Doch schon jetzt treibt sie die Frage um, was sie nach dem Ende des Semesters machen wird. Gern würde sie ein Promotionsstudium anschließen, doch auch für diese zwei bis drei Jahre ist die Finanzierung das große Problem: „In den Geisteswissenschaften wird einem immer gesagt: Du kannst gerne promovieren, aber bezahlen können wir Dir nichts.“

Eine Rückkehr in ihr Heimatland ist für die Chinesin im Moment auch keine Lösung: „Wenn man dort eine Arbeit haben will, muss man zwei- bis dreimal so gut sein wie andere.“ Deswegen brauche sie unbedingt ihren Abschluss. Ohne den, so sagt sie, hat sie keine Chance. Aber vielleicht findet sie ja in Deutschland eine Arbeit. „Oder ich heirate einen Deutschen. Dann kann ich bleiben“, sagt sie augenzwinkernd.

So weit wie Liting ist Mohamed Baa noch lange nicht. Er steckt gerade mitten im Studium. Dennoch plagen den Syrer ähnliche Sorgen. Er muss mit 500 bis 700 Euro im Monat auskommen. Auch er muss sich dieses Geld hart erarbeiten. Und auch für ihn sind

die Studienbeiträge das größte Problem. Jeden Monat muss er allein dafür knapp 100 Euro zur Seite legen.

Mohamed arbeitet als wissenschaftliche Hilfskraft in der Mathematischen Teilbibliothek der Universität und zwei Mal pro Woche in einer Druckerei. In der vorlesungsfreien Zeit zieht es ihn zu großen Firmen – im Akkord das finanzielle Polster für das kommende Semester anfüllen. Seine Eltern können dem 24-Jährigen selten unter die Arme greifen, obwohl sie in Syrien zur Mittelschicht gehören. „Wovon dort eine ganze Familie leben kann,



Liting Zhao weiß, was es heißt, mit wenig Geld auskommen zu müssen. (Foto Steffen Standke)

das reicht in Deutschland gerade für eine Person“, sagt Mohamed.

Die ständige finanzielle Not, da ist sich Mohamed mit Studienkollegin Liting Zhao einig, schränkt das tägliche Leben stark ein: „An erster Stelle kommt das Arbeiten, um zu überleben, dann erst das Studium.“ So habe er wegen der Ferienjobs ein wichtiges Praktikum immer wieder verschieben müssen. Auch bei bestimmten teuren Büchern, die er regelmäßig braucht, denkt Mohamed dreimal darüber nach, ob er sie kaufen soll. Und von den kleinen, angenehmen Dingen wie dem Handy oder einem Cafeteria-Kaffee möchte er erst gar nicht reden: „Es hat Monate gegeben, in denen ich nicht an das Studium, sondern nur an die Arbeit denken konnte, weil ich unbedingt einen Job brauchte, weil das Konto im Minus war.“

China, Bulgarien, Marokko, Kamerun, Russland, die Ukraine, Syrien und Israel: Aus diesen Ländern stammen die meisten Studierenden, die sich auf eigene Faust – ohne die Unterstützung von Partnerabkommen der Hochschulen – auf den Weg nach Deutschland machen. Dieter Thoma vom Akademischen Auslandsamt der Uni Würzburg kennt die Herausforderungen,

die sie in Deutschland erwarten: Da ist der Kulturschock, die Sprachbarriere, die Herausforderung, sich selbst überlassen zu sein, das neue Arbeits- und Wohnumfeld. Hinzu kommen steigende Mieten, Preise, Telefonkosten und ähnliches. Schwierig wird die Situation vor allem dann, wenn es beim Geldtransfer der Eltern hakt, was in politisch unsicheren Ländern nicht selten der Fall ist.

Große Einkommensunterschiede von Land zu Land

Für viele ausländische Studierende beginnen die finanziellen Probleme allerdings erst einige Monate nach der Ankunft in Deutschland, meist nach einem Jahr. Dann läuft der Finanzierungsplan aus, den sie der deutschen Auslandsvertretung vorlegen mussten, um hier studieren zu dürfen. Dann müssen sie je nach Wohnort beim Ausländeramt der Stadt Würzburg oder dem zuständigen Landratsamt erklären, wovon sie in der Zukunft ihren Lebensunterhalt bestreiten wollen. Nur so wird das Visum verlängert.

Wer nun allerdings glaubt, dass es allen Studierenden aus dem Ausland gleich geht, liegt falsch. Wie Liting Zhao und

Mohamed Baa festgestellt haben, existiert eine große finanzielle Kluft zwischen den einzelnen Ländern. So geht die Schere zwischen Japanern, Koreanern und Chinesen weit auseinander: „In Japan verdienen die Eltern noch mehr als die in Deutschland. Deswegen haben die meisten Studenten von dort keine finanziellen Probleme und müssen auch nicht arbeiten gehen“, sagt Liting. Bei den Koreanern hingegen komme es darauf an: Laut Liting müssen einige für ihren Lebensunterhalt arbeiten, andere nicht.

Auch im Nahen Osten existiert die finanzielle Mehrklassengesellschaft. Die Studenten aus Israel und Palästina sind nach Baas Einschätzung am Besten gestellt. Ihre Familien können mehr ausgeben. Bei den Jordanern sitze das Geld schon weniger locker. Und die Syrer könnten sich am wenigsten leisten. Und müssten mehr für ihr Geld arbeiten: „Viele Bessergestellte merken gar nicht, dass es ein Privileg ist zu studieren, dass es eine Freude sein kann, einfach zu den Vorlesungen gehen zu können“, sagt Mohamed. Eine Freude und Unbeschwertheit, die manch andere Studenten nicht haben.

Steffen Standke

Hürdenlauf nach Deutschland

Ausländer, die in Deutschland studieren wollen, müssen zuvor eine ganze Reihe von Hürden überwinden. Dabei unterscheidet der Gesetzgeber je nach Herkunft. Für Studierende aus langjährigen EU-Ländern gelten andere Regeln als für Studierende aus den mittel- und osteuropäischen Beitrittsstaaten. Wiederum andere Vorschriften müssen Nicht-EU-Ausländer beachten.

Die erste Hürde steht vor der Zulassung: Denn dafür prüfen die Hochschulen, ob ein Bewerber die notwendigen Voraussetzungen für das Studium mitbringt. Dazu zählen zum Beispiel das Schulabschlusszeugnis oder bereits im Heimatland erbrachte Studienleistungen. Sie müssen als gleichwertig anerkannt werden. Gelingt das nicht, müssen

die Bewerber für die Zulassung Prüfungen nachholen. Außerdem ist der Nachweis ausreichender Deutschkenntnisse zur Zeit in fast allen Studiengängen zwingend erforderlich. Liegt die Zulassung der Hochschule vor, folgt die nächste Hürde: Dann müssen die Studierenden einen Finanzierungsnachweis vorlegen. Der aktuelle Stand sieht vor, dass internationale Studierende nachweislich über mindestens 643 Euro im Monat verfügen. Das sind pro Studienjahr 7.716 Euro.

Wenn die Geldfrage geklärt ist, müssen die Studierenden nur noch eine angemessene Krankenversicherung besitzen, um eine Aufenthaltsbewilligung zu bekommen. Deren Gültigkeit kann zwischen drei Monaten und maximal zwei Jahren variieren. Eine Verlängerung ist möglich, wenn

der Nachweis eines ordnungsgemäßen Studienverlaufs, einer Wohnung und wiederum der benötigten Finanzen vorliegt.

Ihren Lebensunterhalt durch Jobben zu verdienen, ist für ausländische Studierende, die aus Nicht-EU-Ländern stammen, nicht ganz einfach. Prinzipiell haben sie nämlich „keinen Zugang zum Arbeitsmarkt“. Ganz so streng sieht es der Gesetzgeber dann glücklicherweise doch nicht. So erlaubt er ihnen bis zu 90 Arbeitstage, beziehungsweise 180 halbe Tage im Jahr. Dies gilt allerdings nicht für Studierende im ersten Jahr, die sich noch in studienvorbereitenden Maßnahmen befinden. Diese dürfen nur in den Ferien arbeiten. Studentische Nebentätigkeiten werden im Übrigen nicht auf die 90 Tage angerechnet.

20 Jahre ist es her, dass an den Hochschulen in Bayern das Amt der Frauenbeauftragten eingeführt wurde. Doch nach wie vor sind Frauen an den Hochschulen in vielen Bereichen stark unterrepräsentiert.

An der Universität Würzburg stellen sie zwar stolze 58 Prozent der Studierenden und 43 Prozent der Promovierenden. Doch dann kommt der große Knick: Bei den Habilitationen sinkt

der Frauenanteil auf 22 Prozent, und nur 10 Prozent der Professuren sind mit Frauen besetzt. Oft fällt die Gründung einer Familie genau in den Zeitraum, der auch für das Vorantreiben der wissenschaftlichen Karriere entscheidend ist. Wer mehr Frauen in führende Positionen an der Universität bringen will, muss darum unter anderem für ein familienfreundliches Umfeld sorgen. Die Uni Würzburg hat damit begonnen.



FRAUEN IN DER FORSCHUNG



Die Frauenbeauftragten der Universität und ihre Stellvertreterinnen (im Uhrzeigersinn von oben links): Elisabeth Baumgartner, Marie-Christine Dabauvalle, Ursula Rdest und Esther Asan. (Fotos Margarete Pauli)

Mehr Frauen auf die Lehrstühle

Frauenbeauftragte fordern Zielvereinbarungen zur Umsetzung des Gleichstellungskonzepts

„Einst geduldet – jetzt begehrt“: Unter dieses Motto stellte die Präsidentin der Hochschulrektorenkonferenz, Professorin Margret Wintermantel, ihren Festvortrag über Frauen in der Wissenschaft beim diesjährigen Stiftungsfest. Anlass war das 20-jährige Bestehen des Amtes der Frauenbeauftragten an der Universität Würzburg. Jetzt begehrt? Ein Gespräch über die aktuelle Gleichstellungspolitik an der Hochschule mit den beiden Universitätsfrauenbeauftragten, Professorin Marie-Christine Dabauvalle und Dr. Elisabeth Baumgartner, sowie ihren beiden Stellvertreterinnen, der Anato-

mie-Professorin Esther Asan und der Biologin Dr. Ursula Rdest. Die Biologin Dabauvalle vertritt die Frauen-Interessen in Senat und Hochschulrat, die Psychologin Elisabeth Baumgartner in der Erweiterten Hochschulleitung und in der Planungskommission. Esther Asan arbeitet in der Kommission für Studium und Lehre und in der Arbeitsgruppe für das Audit familiengerechte Hochschule mit, Ursula Rdest in der Haushaltskommission.

Frau Dabauvalle, Frau Baumgartner, Frau Asan und Frau Rdest – Sie sind alle vielbeschäftigt, haben einen vollen Terminkalender auch

ohne Ihr Engagement als Frauenbeauftragte: Welches Problem, oder auch, welche Vision ist es, die Sie ganz persönlich in diesem Amt antreibt?

Marie-Christine Dabauvalle: Ich möchte gern, dass eine Frau – wenn sie das will – Karriere machen kann. Und dass Kinder kein Hindernis darstellen. In Frankreich, wo ich herkomme, ist es selbstverständlich, dass man Kinder hat und Karriere macht. Aber als ich hier nach Deutschland gekommen bin und gearbeitet habe, wurde ich als Rabenmutter bezeichnet und habe nur mit Mühe Lösungen für meine Kinder

gefunden. Ich möchte, dass das für die Frauen einfacher wird. Diese Frage: Kinder oder Karriere, die soll es nicht mehr geben.

Ursula Rdest: Ich habe viel mit Studentinnen und Doktorandinnen zu tun. Das Gespräch mit den jungen Frauen über ihre Karriere, über ihre Vorstellungen, wie es nach der Promotion weiter gehen kann – das ist für mich die wichtigste Aufgabe. Manchmal ist es schwierig, ihr Selbstvertrauen zu stärken und sie zu motivieren, eine wissenschaftliche Karriere weiter anzustreben. Aber das ist es auch, was mich am meisten befriedigt, wenn ich sehe, dass eine junge Wissenschaftlerin aus unserem Bereich weiter erfolgreich ist.

Esther Asan: Bei mir ist es ähnlich. Ich habe sehr viele Studentinnen kennengelernt, die eine hohe Leistungsfähigkeit und Motivation hatten, und ich habe dann im Lauf der Jahre mitbekommen, wie ihre hoffnungsvollen Karrieren im Sande verlaufen sind. Nicht so sehr, dass sie gar nicht mehr gearbeitet hätten. Aber immer in untergeordneten Stellen, so dass sie ihr Potential nicht wirklich ausgeschöpft haben. Und ich habe mich natürlich immer gefragt, wieso das so ist. Ich selbst habe oft daran gedacht, meinen Vollzeit-Beruf aufzugeben, weil ich alles sehr anstrengend fand. Deshalb glaube ich, dass man dafür sorgen muss, dass Karriere für Frauen auch ohne diesen Kampf geht. Und ich möchte, dass meine zwei Töchter genau dieselben Chancen im Leben haben wie mein Sohn. Das ist langfristig mein absolut erklärtes Ziel und ich will irgendwann gar nicht mehr darüber reden müssen.

Elisabeth Baumgartner: Mich hat angespornt, dass ich nach dem neuen Hochschulgesetz als Frauenbeauftragte ein Stimmrecht in den Gremien habe, nachdem ich viele Jahre nur beratendes Mitglied war.

Was sind die wichtigsten Themen, die Sie aktuell bearbeiten?

Dabauvalle: Das sind die Berufungen und die Nachwuchsförderung. Und zum Komplex Nachwuchsförderung gehört die Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Das sind Maßnahmen, um den jungen Frauen zu ermöglichen, auch mit Kindern wissenschaftlich tätig zu sein.

Asan: Sehr intensiv arbeiten wir derzeit an verschiedenen Mentoring-Programmen. In der Medizin zum Beispiel haben wir im vergangenen Jahr Mentoring med für Nachwuchswissenschaftlerinnen eingerichtet. In diesem Jahr startet Mentoring studmed für Studentinnen.

Baumgartner: Außerdem schlagen wir im Rahmen der Ausbauplanung vor, einen Studiengang *Gender Competence* einzurichten, um die Forschung und Lehre zu Genderaspekten zu erweitern und zu verbessern.

„Es muss selbstverständlich werden, dass Frauen Kinder kriegen und trotzdem Karriere machen können“

Marie-Christine Dabauvalle

Wie sehen Ihre Einflussmöglichkeiten aus?

Dabauvalle: Die Frauenbeauftragte ist weisungsunabhängig. Im Senat hat die Frauenbeauftragte Stimmrecht, aber sie hat eben nur eine Stimme von vielen. Und im Hochschulrat ist man nur beratendes Mitglied ohne Stimmrecht. Doch meine Erfahrung zeigt, dass man ernst genommen wird, auch weil es politische Zielvorgaben gibt. Darüber hinaus – meine ich – haben wir wenig Einflussmöglichkeiten.

Rdest: In Berufungsverfahren hat die Frauenbeauftragte allerdings schon so etwas wie ein Vetorecht. Wenn die Frauenbeauftragte wirklich nicht einverstanden ist mit der Entscheidung der Berufungskommission, dann hat sie die Möglichkeit, ein Sondervotum abzugeben oder schlimmstenfalls die schriftliche Stellungnahme der Frauenbeauftragten zu verweigern.

Was war der größte Erfolg Ihrer bisherigen Arbeit?

Dabauvalle: Ich würde lieber von Fort-

schritten sprechen. Ich habe mich zum Beispiel sehr gefreut, als wir das Gleichstellungskonzept bekommen haben. Und ich freue mich jedes Mal, wenn eine Frau berufen wird. Das sind sicher kleine Schritte. Aber wenn man viele solcher Schritte tut, kann man sagen, wir haben da was geschafft. Ein großer Erfolg wäre es, wenn Kommissionen und Gremien in etwa paritätisch besetzt wären und man die Frauenfrage nicht mehr ständig diskutieren müsste.

Baumgartner: Rein formal ist sicher die Verabschiedung des Gleichstellungskonzeptes in diesem Frühjahr ein großer Erfolg gewesen. Es gab aber auch Fortschritte in den Bemühungen um die Kinderbetreuung – da ist Etliches passiert. Zum Beispiel wurden die Öffnungszeiten der Zwergenstube verlängert. Es gibt jetzt auch die Möglichkeit der flexiblen Betreuung, dass man Kinder stundenweise bringen kann – das gab's alles vor drei Jahren noch nicht.

Dabauvalle: Und natürlich dass das diesjährige Stiftungsfest unter dem Motto Gleichstellung stand, Frau Wintermantel die Festrede hielt und wir den Gleichstellungspreis vergeben konnten – das war ein großer Erfolg.

Wo sehen Sie am meisten Handlungsbedarf?

Dabauvalle: Dass das Gleichstellungskonzept jetzt durch Zielvereinbarungen realisiert wird.

Das Gleichstellungskonzept – ist das gewissermaßen ihre aktuelle Handlungsgrundlage?

Dabauvalle: Mit dem Gleichstellungskonzept hat sich die Universität einen Rahmenplan gegeben, der Ziele und Zeiträume für die Steigerung des Frauenanteils auf allen Ebenen der Wissenschaft festlegt und gleichzeitig als Richtlinie dient zur Ausgestaltung von Zielvereinbarungen zwischen der Hochschulleitung und den Fakultäten. Was wir jetzt brauchen sind diese Zielvereinbarungen mit den Fakultäten. Darin wird dann zum Beispiel festgelegt, durch welche ganz konkreten Maßnahmen die Zahl der Doktorandinnen und Habilitandinnen erhöht werden kann. Oder auch wie man die Berufungsverfahren transparenter machen kann. Aber diese Zielvereinbarungen haben wir noch bei keiner Fakultät.

Und solange wir das nicht haben, reicht es nicht.

Baumgartner: Vielleicht sollte man noch ergänzen: Das Gleichstellungskonzept ist ein Konzept für die Universität Würzburg, das auch vom Ministerium eingefordert wurde. Letztendlich wurde es auch realisiert, um an Geld zu kommen. Ihr erstes Gleichstellungskonzept hatte die Universität 1999 nach langen Jahren der Diskussion im Senat verabschiedet. Diese Empfehlungen waren inzwischen jedoch veraltet und vor allem mit der Einführung des neuen Hochschulgesetzes 2006 überarbeitungsbedürftig geworden.

Wie ist das Gleichstellungskonzept der Universität denn konkret erarbeitet worden?

Dabauvalle: Der Hergang war so, dass wir – in Zusammenarbeit mit den Fakultätsfrauenbeauftragten – ein Grundkonzept erarbeitet haben. Dieses wurde von der erweiterten Hochschulleitung und dem Senat diskutiert und wieder zurück in die Fakultäten gegeben. Nach einem Jahr und drei Monaten Diskussion wurde es dann im Februar 2009 vom Senat verabschiedet – mit Zustimmung aller Fakultäten. Das war erfreulich. Aber jetzt muss man es tatsächlich umsetzen.

Asan: Was ich gut fand, war, dass die Diskussion über die vielen wichtigen Themen des Gleichstellungskonzepts überhaupt stattfand – und zwar ziemlich ausgedehnt. Oft hatte ich den Eindruck, dass meine Kollegen durch die Diskussionen über einige Themen einmal ganz neu nachgedacht haben.

Die Berufung von mehr Frauen ist auch heute noch zentrales Ziel der Arbeit der Frauenbeauftragten. Wie ist die Situation an der Universität aktuell?

Dabauvalle: Bei den Studierenden liegt der Frauenanteil aktuell bei fast 60 Prozent. Bei den Promotionen bei etwa 43 Prozent und bei den Habilitationen bei etwa 22 Prozent. Bei den Professuren stieg der Frauenanteil von 5,4 Prozent im Jahr 1999 auf heute rund elf Prozent. Zusammenfassend kann man sagen, dass unsere Universität einen Studentinnenanteil aufweist, der über dem Bundesdurchschnitt liegt und einen Frauenanteil an den Professuren, der unterdurchschnittlich ist.

Nach wie vor steigt der Anteil der Frauen an der Professorenschaft nur langsam. Woran liegt's?

Dabauvalle: Zum einen daran, dass die Frauen in der Regel gar nicht bis zur Habilitation gehen – vielleicht weil sie Beruf und Familie nicht vereinbaren können oder weil sie sich nicht zutrauen, sich in dieser Männerwelt zu bewegen. Sicher auch, weil es nur wenige weibliche Vorbilder gibt, etablierte Frauen, die Jüngere fördern könnten.

„Wir hätten mehr Frauen, wenn wir die Stellen möglichst offen ausschreiben würden“

Esther Asan

Die unsicheren Arbeitsverhältnisse, auch die Tatsache, dass Stellen in der Regel doch zuerst den männlichen Kollegen angeboten werden und die Frauen nur Stipendien bekommen, tragen sicher ihren Teil dazu bei.

Asan: Selbst wenn sie die Habilitation geschafft haben, bewerben sich Frauen mit Familie vielleicht auch gar nicht, weil sie weniger mobil sind. Berufung bedeutet ja immer auch einen Ortswechsel. Und Frauen übernehmen meist mehr Verantwortung für die Kinder als ihre männlichen Kollegen, da ihre Partner fast immer selbst Vollzeit arbeiten.

Dabauvalle: Zum anderen werden die Frauen aber auch nicht berufen.

Rdest: Der Professor ist ein ausgesprochen hochrangiger Beruf und damit immer noch eine Domäne der Männer.

Dabauvalle: Das Problem ist: Wir haben bei den Berufungen keine Verfahren, die irgendwie transparent sind und die nach vorher festgelegten Kriterien ab-

gehalten werden. Also dass man sich vorab darauf einigt: Was sind die Kriterien, die wir an die Bewerberliste legen? Wie beurteilen wir was? Wo schauen wir genau hin? Gleichzeitig sitzen in den Berufungskommissionen fast nur Männer. Und solange wir keine festen Kriterien haben, legt die in sich sehr homogene Gruppe der Männer Denkschemata und Beurteilungskriterien an, die ihren Vorstellungen entsprechen, ihrer eigenen Erlebniswelt, ihrem Horizont. Aber wenn das ausschließlich Erfahrungen einer männlichen Vita sind, dann sieht man eben nicht das ganze Spektrum dessen, wie man sich qualifizieren kann, kann auch weibliche Karrieren nicht adäquat beurteilen. Hinzu kommt, dass manche Männer der Meinung sind, dass Frauen für Führungspositionen generell weniger geeignet seien.

Baumgartner: Die Frauen haben aber auch noch strukturelle Nachteile bei ihren Bewerbungen: Bei der Frage nach Drittmitteln, ob man eine Forschergruppe leitet, da sind die Frauen meistens an zweiter Stelle – in einem Team mit einem männlichen Chef, der ist der Federführende, auch wenn die Frau die ganze Arbeit macht.

Dabauvalle: Außerdem wird häufig nur die Zahl der Publikationen bewertet. Eine Frau mit Kindern wird dabei meistens verlieren, da sie wesentlich weniger Zeit für die wissenschaftliche Karriere hatte als ein gleichaltriger Mann. Die Frau kann weniger Publikationen haben, aber man sieht: Es gibt eine Lücke in der Vita und die interessanten Publikationen sind in jüngster Zeit entstanden. Da ist ein ansteigendes Potential vorhanden. So wird es aber nicht gewertet. Auszeiten wegen der Kinder werden in der Regel nicht berücksichtigt.

Asan: Es muss auch dafür gesorgt werden, dass mehr qualifizierte Wissenschaftlerinnen überhaupt Gelegenheit haben, sich zu bewerben. Ich denke, wir hätten mehr Frauen, wenn Ausschreibungen nicht oft so eng gefasst wären. Sehr spezifische Ausschreibungen grenzen den Kandidatenkreis von vornherein ein und damit die mögliche Bewerberinnenzahl. Es ist schon verständlich, dass man bei Berufungen Leute sucht, die gut in derzeitige Konstellationen passen. Aber

mit der Frage: ‚Wer passt am besten zu uns?‘ findet man vielleicht nicht wirklich die Beste oder den Besten für die Stelle, zumindest auf lange Sicht, denn Konstellationen ändern sich. Deshalb bin ich immer dafür, möglichst offen auszuschreiben. Damit hat man auch eine größere Chance, sehr gute Frauen zu finden.

Wie könnte man gegen die stille Bevorzugung der Männer angehen?

Dabauvalle: Wichtig wäre, dass Berufungskommissionen paritätisch von Frauen und Männern besetzt sind. Wichtig wäre insbesondere auch mehr Transparenz in den Berufungsverfahren. Zentrale Punkte wären dabei die Bewertungskriterien für Bewerbungen, die man vorher festlegen sollte, und auch die Gutachter und Gutachterinnen sollte man vorher bestimmen. Ein ganz dringender Punkt wäre eigentlich auch, dass man nicht nur rein fachliche Kriterien anlegt, sondern auch andere Aspekte wie Sozialkompetenz und Menschenführung berücksichtigt.

Asan: Es ist sicherlich wichtig, dass Publikationen und Impact-Faktor berücksichtigt werden, aber, wie schon gesagt, es sollte auch die Kurve der Leistungsfähigkeit beachtet werden. Ich persönlich glaube, dass Frauen mit Familie oft einen späteren Gipfel haben als Männer, dass sie durch die Kinderphase zunächst ein bisschen gebremst sind – aber wenn die Kinder größer sind, können sie vielleicht richtig loslegen. Aber um dies zu erkennen, ist es wichtig, dass die Mitglieder der Berufungskommission die Lebensläufe von Bewerberinnen gründlich lesen. Und dazu ist eigentlich auch die Frauenbeauftragte da, um auf solche Dinge aufmerksam zu machen.

Wie tragen diese Vorschläge dazu bei, die Beste oder den Besten auszuwählen?

Baumgartner: Sie machen die Auswahlkriterien transparent und führen dazu, dass auch das Potential der Bewerberinnen tatsächlich erkannt wird.

Dabauvalle: Man muss auch aufpassen: Wir sind eine Universität. Wir wollen Personen, die forschen, aber auch lehren können – und Leute, die auch in der universitären Selbstverwaltung aktiv sind.

Es finde ein harter Wettbewerb um hervorragende Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler statt. Darüber habe sich auch der Blick auf die Frauen in der Wissenschaft gewandelt, sagt Margret Wintermantel, die Präsidentin der Hochschulrektorenkonferenz. Können Sie diese Einschätzung nachvollziehen?

Baumgartner: Es stimmt, dass ein gewisser Wettbewerb Einzug gehalten und ein Umdenken stattgefunden hat. Und zwar seit der Exzellenzinitiative, seit die ausländischen Gutachter der Deutschen Forschungsgemeinschaft gerügt haben, dass in Deutschland ein so geringer Anteil an Frauen in Führungspositionen und auf Professuren zu finden ist. Das hat zu einem großen Ruck geführt, da haben die großen Förderorganisationen wie das Bundesministerium für Bildung und Forschung und die Deutsche Forschungsgemeinschaft eine Initiative für mehr Frauen in der Wissenschaft gegründet. Jetzt versucht man, das in die Hochschulen hineinzutragen.

Dabauvalle: Also das Gefühl, dass man jetzt etwas tun muss, ist auch an dieser Universität angekommen. Man macht sich zaghaft auch Gedanken über Dual-Career-Options – das heißt, dass man

sich bemüht, auch den Partnern von Berufenen berufliche Perspektiven zu eröffnen. Dies geschieht aber erst, seit das Gleichstellungskonzept diskutiert wurde. Allmählich wird klar, dass man sich um hervorragende Wissenschaftlerinnen, die sowieso schon stark umworben werden, wirklich bemühen muss. Tatsächlich hat die Universität Würzburg auch schmerzliche Erfahrungen mit diesem Thema gemacht. Konkret sind uns vier Fälle bekannt, wo uns gute Kandidatinnen abgesprungen sind, weil andere Universitäten sie mit besseren Angeboten abgeworben haben.

Asan: Der Wettbewerb um die besten Köpfe bedeutet aber auch, dass wir nicht länger zuschauen können, wie uns Jahr für Jahr ein großer Teil der weiblichen Talente für die Wissenschaft verloren geht. Das heißt, wir müssen uns intensiv bemühen, den weiblichen Nachwuchs zu fördern.

Dabauvalle: Und es muss ein Umdenken stattfinden. Es muss selbstverständlich werden, dass Frauen Kinder kriegen und trotzdem Karriere machen können. Das wiederum setzt sich erst langsam durch.

Vielen Dank für das Gespräch.

Die Fragen stellte Margarete Pauli

Auftrag zur Gleichstellung

Für das Amt der Gleichstellungsbeauftragten an der Uni Würzburg ist seit dem Jahr 2000 Adelgunde Wolpert bestellt. Sie ist zuständig für alle Beschäftigten im wissenschaftsunterstützenden Bereich.

Die Grundlagen für ihre Arbeit formuliert das bayerische Gesetz zur Gleichstellung von Frauen und Männern: Deren berufliche Chancengleichheit sei besonders auch von Einrichtungen des öffentlichen Dienstes „konsequent fortzuführen und verstärkt auszubauen“.

Im Vordergrund ihrer Arbeit, so Adelgunde Wolpert, stehe nicht zuletzt eine vertrauensvolle Kooperation mit der Hochschulleitung, den Führungskräften der Universität und den Beschäftigten. Das Gleichstellungskon-

zept bilde eine stabile Basis, auf der bisher Erreichtes erfolgreich weitergeführt werden könne: Weiterbildungs- und Informationsveranstaltungen, das Netzwerk Sekretariate, Maßnahmen zur besseren Vereinbarkeit von Beruf und Familie – auch im Rahmen des „Audit familiengerechte Hochschule“.

Ihre Aufgabe sieht Adelgunde Wolpert darin, die Universität bei der Umsetzung von Chancengerechtigkeit zu unterstützen – mit dem Ziel, im Berufsalltag Chancengleichheit zu erreichen. Voraussetzung hierfür sei ein Wandel des Rollenverständnisses von Frauen und Männern, denn nur durch eine partnerschaftliche Verteilung von Aufgaben könne ein neues Gleichgewicht zwischen Arbeitswelt und Familie entstehen.



FAMILIEN LEBEN AN DER UNI

Julius Tichy ist ein ganz schön aufgewecktes Kerlchen: Gerade mal vier Monate alt, interessiert er sich sehr für alles, was um ihn herum passiert. Nicht einmal von dem grellen Blitzlicht lässt er sich abschrecken. Den Forschergeist trägt Julius wahrscheinlich in den Genen: Schließlich sind seine Eltern beide am Institut für Mathematik als Wissenschaftliche Mitarbeiter angestellt und arbeiten derzeit an ihrer Doktorarbeit.

Ihre Doppelbelastung mit Kind und Karriere haben die beiden partnerschaftlich unter sich aufgeteilt: Momentan ist Michael Tichy in Elternzeit und kümmert sich in erster Linie um Julius und erst dann um seine Promotion. In ein paar Monaten tauschen die zwei die Rollen, und Diana Tichy bleibt – überwiegend – zu Hause.

Und Julius: Der ist ein braves Kind, trinkt gut, schläft viel, lässt sich nicht aus der Ruhe bringen und ist

bisher von größeren Kinderkrankheiten verschont geblieben. An der Uni kennt sich Julius schon bestens aus: Drei mal pro Woche geht er in die Zwergenstube und lässt sich dort – wenn er nicht gerade schläft – von den Erzieherinnen auf dem Schoß schaukeln. Und ab September darf er in die Krippe von St. Johannis. Ein neuer Ort, dem er bestimmt ebenfalls mit großer Neugierde begegnen wird.

Gunnar Bartsch

Eltern-, Kinder- und anderes Geld

Wer studiert, braucht Geld. Wer mit Kind studiert, braucht noch mehr Geld. Neben den klassischen Wegen, an Geld zu kommen – Eltern, Jobben – gibt es zahlreiche weitere Angebote. Hier eine Auswahl daraus:

Bafög

Eigentlich geht der Gesetzgeber grundsätzlich davon aus, dass Studierende keine Kinder haben. Trotzdem gibt es glücklicherweise einige Sonderregelungen, die die besondere Situation der Schwangerschaft oder Elternschaft berücksichtigen. So können Studierende, die mit mindestens einem eigenen Kind unter zehn Jahren in einem gemeinsamen Haushalt leben, für das erste Kind einen Zuschlag von 113 Euro monatlich erhalten. Für jedes weitere gibt es immerhin noch 85 Euro. Dieser Zuschlag muss nicht zurückgezahlt werden. Außerdem dürfen Studierende mit Kind mehr Geld dazu verdienen, was vor allem bei der Bafög-Berechnung eine wichtige Rolle spielt. Für jedes Kind wird ein zusätzlicher Freibetrag von 435 Euro pro Monat gewährt. Wer Kinder hat, für den gelten auch andere Grenzen der Förderungshöchstdauer. Schwangerschaft, Geburt und die Pflege und Erziehung eines Kindes bis zu zehn Jahren verlängern den Bezug von BAföG-Leistungen über die üblichen Zeiten hinaus.

Umfangreiche Informationen zum Thema Bafög gibt es unter www.bafoeg.bmbf.de. Beratung bietet das Amt für Ausbildungsförderung des Studentenwerks Würzburg an. T: (0931) 80050. www.studentenwerk-wuerzburg.de

Kindergeld

Jeder, der in Deutschland einen Wohnsitz oder seinen gewöhnlichen Aufenthalt hat und – als Ausländer – im Besitz einer Aufenthaltsberechtigung oder -erlaubnis ist, hat Anspruch auf Kindergeld. Für die ersten zwei Kinder beträgt es seit diesem Jahr monatlich 164 Euro. Kindergeld wird in der Regel bis zur Vollendung des 18. Lebensjahres gezahlt. Sollte bereits einer der Elternteile arbeiten, kann es bei entsprechendem Einkommen sinnvoller sein, statt des Kindergeldes den Kinderfreibetrag in Anspruch zu nehmen. Um diese Frage

muss man sich jedoch nicht kümmern, da das Finanzamt automatisch prüft, welche Variante im Einzelfall günstiger ist. Einen Antrag auf Kindergeld kann man bei der zuständigen Familienkasse der Agentur für Arbeit stellen. In Würzburg zu finden am Ludwigskaai 3, T: (0931) 79490. Es empfiehlt sich, den Antrag relativ zügig zu stellen, da maximal sechs Monate Kindergeld rückwirkend ausgezahlt werden.

Elterngeld

Das Elterngeld ist eigentlich eine Leistung, die Eltern einen finanziellen Ersatz in der Zeit bieten soll, in der sie wegen der Geburt und der Pflege eines Kindes nicht ihrer Erwerbsarbeit nachgehen können. Es beträgt 67 Prozent des letzten durchschnittlichen Netto-Einkommens, wobei jedoch maximal 1800 Euro monatlich angerechnet werden. Das Elterngeld wird für maximal zwölf Monate gezahlt, kann jedoch um zwei weitere Monate aufgestockt werden, wenn auch der andere Partner in dieser Zeit nicht die volle Zeit arbeitet. Für ein Studium mit Kind ist vor allem die Tatsache interessant, dass man das Elterngeld auch erhält, wenn man vorher nicht gearbeitet hat. In einem solchen Fall beträgt der Höchstsatz 300 Euro und wird für zwölf Monate gezahlt. Ist man alleinerziehend, besteht sogar die Möglichkeit, diese Leistung für volle 14 Monate in Anspruch zu nehmen. Ein weiterer Vorteil des Elterngeldes ist, dass die Summe auf keine anderen Sozialleistungen angerechnet wird.

Landesstiftung „Hilfe für Mutter und Kind“

Wenn eine echte Notlage vorliegt, kann die Landesstiftung „Hilfe für Mutter und Kind“ (Schwangere in Not) schnell und unbürokratisch finanzielle Hilfe gewähren. Stiftungsleistungen sind freiwillige Schenkungen, die zur Ergänzung der gesetzlichen Hilfen in Betracht kommen, das heißt, auf diese

Beihilfe besteht kein Rechtsanspruch. Die Landesstiftung vergibt spezielle Beihilfen zu den Ausgaben, die im Zusammenhang mit der Geburt eines Kindes üblicherweise anfallen. Sie müssen geeignet sein, „das Austragen der Schwangerschaft und die Situation von Mutter und Kind zu erleichtern“. In Würzburg können die Anträge gestellt werden bei: Sozialdienst katholischer Frauen (0931-13811), Amt für Versorgung und Familienförderung (0931 - 41070), Landratsamt (0931 – 783578), Pro Familia (0931 – 16972).

Stipendium

Dass ein Studium mit Kind keine leichte Aufgabe ist, haben auch einige Stiftungen gemerkt. Einige von ihnen haben deshalb auch spezielle Stipendienprogramme für diese Fälle im Angebot. Als Beispiel für ein solches Stipendium gilt die Heinrich-Böll Stiftung (www.boell.de), die sich speziell um Belange von Frauen kümmert und somit eine gute Möglichkeit bietet, sich beim Studieren mit Kind finanziell unterstützen zu lassen. Es wird allerdings eine gewisse ökologische Grundhaltung und eine gewaltfreie Einstellung erwartet, und darüber hinaus werden bevorzugt geisteswissenschaftliche Studiengänge gefördert. Eine weitere Anlaufstelle für solche Stipendien ist die Christiane Nüsslein-Volhard-Stiftung (www.cnv-stiftung.de), die allerdings nur Frauen fördert, die sich für eine Doktorarbeit in naturwissenschaftlichen Fächern oder im medizinischen Bereich bewerben. Und darüber hinaus gilt natürlich: Sämtliche Stipendien, die es für „normale“ Studierende gibt, können auch von Studierenden mit Kind in Anspruch genommen werden. Einen Versuch ist es allemal wert. Eine Übersicht über entsprechende Angebote bietet die Uni Würzburg auf ihrer Homepage unter „Informationen für Studierende/ Studienfinanzierung“.

Gunmar Bartsch

Treibende Kraft für die Gleichstellung

20 Jahre Frauenbeauftragte an der Universität Würzburg

Dass dies ein „harter Job“ werden würde, war Ursula Brechtken-Manderscheid schon klar, bevor sie 1993 ihr Amt als Universitätsfrauenbeauftragte antrat. „Wir mussten ja alle diese Sachen richtiggehend aus dem Boden stampfen – das Frauenbüro, die Kinderbetreuung.“ Und man habe schon auch aushalten müssen, dass man sich mit dem Engagement für die Frauen nicht immer beliebt macht, sagt die heute 68-Jährige. „Aber wir mussten und konnten gestalten – und dabei hatte ich immer den Eindruck: Ich bin auf der gerechten Seite.“ Seit 20 Jahren arbeiten die Frauenbeauftragten daran, die Frauen an der Universität Würzburg voranzubringen. Ein Rückblick:

1988 wurde das Amt der Frauenbeauftragten erstmals im Bayerischen Hochschulgesetz verankert. Voran gegangen waren eine ganze Reihe von Initiativen zur Förderung der Frauen in der Wissenschaft – ausgehend von der Einsicht, dass auch die Expansion und Öffnung der Hochschulen in den 70-er Jahren nicht zwangsläufig zu einem höheren Frauenanteil in den Führungspositionen der Hochschule geführt hatte.

Ellen Schlüchter als erste Frauenbeauftragte

Als erste Frauenbeauftragte der Universität Würzburg wurde Ellen Schlüchter gewählt. Sie war die erste Jura-Professorin an der Julius-Maximilians-Universität überhaupt und Inhaberin des Lehrstuhls für Kriminologie und Strafrecht. Während ihrer Amtszeit – von 1988 bis 1990 – arbeitete die Universität daran, sich eine neue Grundordnung zu geben. Der Juristin kam dabei insbesondere die Aufgabe zu, die Artikel 19 und 20 über die Rechte und Pflichten der Frauenbeauftragten zu formulieren. Den zu geringen Frauenanteil in der Professorenschaft zu erhöhen, war dabei Ellen Schlüchters zentrales Anliegen. Dies Ziel wollte sie vor allem über eine bessere Vereinbarkeit von Familie und Beruf erreichen, wie sie in einem Beitrag für den Deutschen Hochschulverband „Frau als Hochschullehrerin“ formulierte.

Studien- und Karriereberatung für die Frauen

Ihr folgte von 1990 bis 1993 Angelika Hartmann nach. Die Professorin für Islamwissenschaft/Arabistik hat ihre wichtigste Aufgabe als Frauenbeauftragte in der gezielten Beratung von Frauen gesehen – vor allem von Studentinnen und Nachwuchswissenschaftlerinnen. „Oft stehen sich Frauen selbst im Weg, wenn es darum geht, konkrete Positionen zu beanspruchen oder zu ergreifen. In meinen Sprechstunden ... habe ich deshalb gemeinsam mit den Frauen Studienplanung im Sinne von Karriereplanung vorgenommen und so die Basis für einen erweiterten Handlungsspielraum der Frauen geschaffen“, hat Angelika Hartmann 1992 dem Senat berichtet. Dabei seien diese Beratungsstunden so stark frequentiert gewesen,

dass die Studentinnen und Wissenschaftlerinnen oft bis ins Treppenhaus gestanden hätten.

Neu aufgelegte Programme wie das Hochschulsonderprogramm II (HSP II) des Bundes und der Länder, das unter anderem auch die Förderung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses sowie des Wiedereinstiegs von Wissenschaftlerinnen nach der Familienphase vorsah, erleichterten dabei Angelika Hartmanns Aktivitäten zur Förderung weiblicher Karrieren. Diese Fördermittel standen dann in dieser oder ähnlicher Form auch ihren nachfolgenden Kolleginnen zur Verfügung. Des Weiteren organisierte Angelika Hartmann eine Vortragsreihe zur Geschlechterdifferenz; während ihrer Amtszeit wurde auch diskutiert, einen Lehrstuhl für Frauenforschung einzurichten. Aber auch um die Sicherheit auf den Universitätsgeländen kümmerte sich die Frauenbeauftragte. „Bisher existiert am Hubland kein Außentelefon und kein Nottelefon in der Tiefgarage. Zudem ist die Beleuchtung des Geländes schlecht und damit gefährlich“, monierte sie immer wieder. Vielleicht am intensivsten aber arbeitete sie daran, ein Frauenbüro einzurichten, eine Anlaufstelle für Frauen- und Gleichstellungsfragen aller Art.

Frauenbüro als wichtige Unterstützungs-Struktur

Tatsächlich etabliert werden konnte das Büro aber erst 1993 in der Amtszeit ihrer Nachfolgerin, der Mathematikerin Professorin Ursula Brechtken-Manderscheid. Das Büro sollte fortan zu einer wichtigen Stütze der Frauenarbeit an der Universität werden. Mit seiner langjährigen Leiterin Gisela Kaiser gewährleistet es die Kontinuität der Arbeit und ist Wissenspool und Gedächtnis zugleich für die jeweils nach ein oder zwei Amtszeiten wechselnden Frauenbeauftragten.

Ursula Brechtken-Manderscheid sagt heute über sich selbst, sie sei „nie eine Feministin gewesen, die über Benachteiligung geklagt“ habe. Aber während



Ursula Brechtken-Manderscheid

(Foto M. Pauli)

ihrer Zeit als stellvertretende Frauenbeauftragte sei sie doch zur Überzeugung gekommen, „dass das eine wichtige Sache ist, die Frauen an der Universität Würzburg voranzubringen“. Die Mutter zweier Söhne hatte zu dieser Zeit aber auch schon selbst erlebt, wie Frauen subtil aus der Universität gedrängt werden. „Eigentlich gehören Sie jetzt nach Hause“ hat sie nicht nur einmal gehört, wenn das Gespräch auf ihre Kinder kam. Oder auch – nachdem sie die Promotion abgeschlossen hatte: „Jetzt können Sie ja zuhause bleiben.“ „Und bei kleinen Kindern ist man ja besonders empfänglich für so etwas. Man denkt, da ist nur ein bestimmtes Zeitfenster, und wenn ich da etwas versäume, dann ist das nicht wieder gut zu machen.“

Mehr Professorinnen zu berufen, war auch zentrales Ziel ihres Engagements. Entsprechend betrachtet sie es als ihren größten Erfolg, diese Problematik in den Fakultäten zur Diskussion gebracht zu haben. Die Zahl der Professorinnen an der Universität Würzburg hat sich dann während ihrer Amtszeit von 1993 bis 1999 zwar langsam aber kontinuierlich von 13 auf dann 23 erhöht.

Das Thema, das ihr am meisten am Herzen lag, sei aber die Kinderbetreuung – beginnend mit den ganz Kleinen – gewesen, berichtet Ursula Brechtken-Manderscheid. Aus eigener Erfahrung wusste sie, „dass das einen fast kaputt macht, wenn die Kinderbetreuung nicht klappt“. Außerdem hätte die Evaluation der Fördermittel gezeigt, „dass das Wiedereinstiegsprogramm nicht sehr wirksam ist – also dass wir mit unserem Geld mehr bewirken, wenn die Wissenschaftlerinnen nach der Geburt eines Kindes nicht lange aussetzen“.

Kinderbetreuung gehört zur Grundversorgung

„Eine Kinderbetreuung gehört zur Grundversorgung, die eine Universität vorhalten muss – genau wie sie auch eine Mensa und ein Bibliothek anbietet“, ist sie immer noch überzeugt. „Eine Struktur, auf die sie zählen kann, ist absolut wichtig für eine Studentin oder Doktorandin. Man muss doch sehen: Wenn ich Sparkassenangestellte bin, bin ich ganz in der Nähe meiner Familie. Aber eine Studentin hat ihr ganzes familiäres Netzwerk in der

Regel an einem anderen Ort. Dazu kommt: Wenn man wissenschaftlich arbeitet, plaudert man ja nicht so viel mit seinen Nachbarn, hat in seinem Wohnumfeld kein tragfähiges Netzwerk. Und ohne eine Gegenleistung anbieten zu können, kann man ja auch nicht die Nachbarin ständig bitten, auf sein Kind aufzupassen.“

Als Ursula Brechtken-Manderscheid aus dem Amt ausschied, hatte man im Hinblick auf die Kinderbetreuung schon einiges angestoßen. „Aber in trockenen Tüchern war's noch nicht, als ich ausgestiegen bin.“ Barbara Sponholz, ihre Nachfolgerin, hat jedoch nahtlos daran angeknüpft. Dass es gelungen ist, eine universitätsbezogene Kinderbetreuung einzuführen, betrachtet die Geographie-Professorin heute als den wichtigsten Erfolg ihrer sechsjährigen Amtszeit von 2000 bis 2006. Besonders daran sei auch, „dass die Verwaltung den Sprung geschafft hat, sachbezogen mit der Gemeinde und der Kirche zusammenzuarbeiten um Betreuungsplätze für die Kinder von Wissenschaftlerinnen anbieten zu können“ – die Kinder der Studierenden wurden bereits vom Studentenwerk betreut.

Darüber hinaus seien damals die Förderprogramme für Nachwuchswissenschaftlerinnen fortgeführt und „relativ stark ausgeweitet“ worden.

Und es habe eine wichtige gesetzliche Klärung gegeben – dass nämlich Restzeiten von befristeten Verträgen während einer Kinderpause von maximal drei Jahren nicht verfallen. Dies eröffnete nun auch Frauen mit befristeten Verträgen die Möglichkeit, nach der Kinderpause ihre Arbeit wieder aufzunehmen.

Seit 2006 sind zwei Frauenbeauftragte im Amt: Die Biologin Professorin Marie-Christine Dabauvalle und die Psychologin Dr. Elisabeth Baumgartner. Nachdem mit der Verabschiedung des neuen Hochschulgesetzes und der neuen Grundordnung die Frauenbeauftragten nun Stimmrecht in Gremien haben, in denen sie bislang nur bera-

tend tätig waren, haben sich die Frauen darauf verständigt, die Aufgaben zu teilen. Die Förderung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses und die damit verbundenen Maßnahmen zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf sind auch heute noch wichtige Themen in ihrer Arbeit.

Zentrale Aufgabe: Begleitung von Berufungsverfahren

Die zentrale Aufgabe der Frauenbeauftragten ist jedoch die Begleitung von Berufungsverfahren. Dort achten sie darauf, dass Frauen bei Berufungen nicht übergangen werden, bei gleicher Qualifikation den Vorzug vor dem männlichen Bewerber erhalten. In aller Regel übernehmen die Fakultätsfrauenbeauftragten diese Aufgabe. Sie sichten die Bewerbungen, haben den fachlichen Hintergrund, um die Qualität der Bewerbung zu beurteilen und gegebenenfalls darauf aufmerksam zu machen. „Wenn die aber sehen, dass ein falsches Spiel getrieben wird, steigt die Uni-Frauenbeauftragte ein“, erklärt Ursula Brechtken-Manderscheid. „Vor allem, um die Fakultätsfrauen zu entlasten.“ Diese seien oft nicht promoviert, vielleicht auch noch in einer abhängigen Position: „Wie sollten die so was durchboxen bei den Professoren.“



Barbara Sponholz

(Foto M. Pauli)

Zum Glück sei so eine Intervention selten nötig gewesen, meint Barbara Sponholz. Ursula Brechtken-Manderscheid fallen aber durchaus einige Fälle ein, in denen sie „in den Berufungskommissionen gekämpft“ und auch Erfolg gehabt hat. Ganz eindrücklich ist ihr noch das eine Mal vor Augen, als sie vor dem Fachbereichsrat gesprochen hat und dieser in der Folge die Berufsliste an die Kommission zurückgegeben hat. „Und hinterher stand eine Frau oben auf der Liste. Das war schon ein richtiges Glückserleben.“

Gelernt, wie eine Politikerin zu agieren

Im Lauf ihrer Amtszeit hat sie gelernt, wie eine Politikerin zu agieren. Sie hat gelernt, wie wichtig es ist, in Berufungsverfahren früh zu intervenieren, „wenn die Liste noch nicht festgeklopft ist“. „Wenn sie schon steht, hat man die ganze Fakultät gegen sich, weil die ja auch nicht ihr Gesicht verlieren wollen.“ Und ihr ist bewusst geworden, wie wichtig es in diesem Amt ist, die Meinungsführer in den Verfahren zu kennen. Deshalb ist sie immer zu den verschiedensten öffentlichen Veranstaltungen und den anschließenden Empfängen gegangen, um diese kennenzulernen: „Da kommt man ins Gespräch, tauscht sich aus. Und später kann man

dann viel leichter telefonieren.“ Weder Ursula Brechtken-Manderscheid noch Barbara Sponholz haben es aktiv betrieben, Frauenbeauftragte zu werden. Sie sagen, sie hätten sich „eher bereit erklärt als aktiv ‚hier‘ gerufen“. So war Barbara Sponholz unter den Fakultätsfrauenbeauftragten eine derjenigen mit der längsten Erfahrung. Außerdem hatte sie ihre Habilitation schon hinter sich und hatte eine Dauerstelle inne. „Ich war also aus einer gewissen Abhängigkeitssituation raus. Dann kann man manchmal auch unheimliche Dinge sagen und muss nicht gleich denken: O weh, bei dem hab‘ ich Prüfungen nächstes Jahr.“

Nicht viele Frauen können das Amt übernehmen

„Tatsächlich“, sagt sie, „ist der Pool an Frauen, die diese Aufgabe übernehmen können, noch sehr überschaubar“. Frauen die noch dabei sind, ihre Karriere zu entwickeln, fehlt die Zeit dann unter Umständen für ihre Forschung. Sie riskieren auch, von den Kollegen künftig mehr als Frauenbeauftragte denn als Wissenschaftlerin wahrgenommen zu werden. „Und wenn Frauen dann mal eine leitende Position erreicht haben, dann sollen sie Projekte machen, Mentoring, und und und. Dann schaffen sie es zeitlich einfach nicht mehr, auch

noch Frauenbeauftragte zu sein.“ Zudem müsse man aushalten können, dass man mit diesem Amt „schon auch ein bisschen quer ist“, sagt Ursula Brechtken-Manderscheid. Sei es, weil man gelegentlich doch auch Unbequemeres ansprechen müsse. Sei es auch nur, dass es als lästig empfunden wird, wenn am Ende eines langen Sitzungsmarathons auch noch die Frauenbeauftragte ihren Bericht vortragen muss. Generell aber, sagt Barbara Sponholz, habe sie „diese Zeit eher konstruktiv erlebt“ – auch in der Zusammenarbeit mit den männlichen Kollegen.

Dass dieses Amt ihrer eigenen Karriere geschadet haben könnte, glauben die beiden Frauen eher nicht. Allerdings schränkt Ursula Brechtken-Manderscheid ein: „Meine Karriere war so weit gelaufen, als ich dieses Amt bekommen habe. Sie hätte sich sowieso nicht mehr verändert.“ Für sie persönlich sei es jedoch eine große Bereicherung gewesen: „Ich konnte in die verschiedenen Fakultäten reinschauen, habe viel Einblick in die Universitäts-Politik insgesamt bekommen.“ Darüber habe sie sich auch persönlich weiterentwickelt: „Früher habe ich brav meine Mathematik gemacht. Durch dieses Amt bin ich auf jeden Fall freier geworden, habe mich dann auch mehr getraut.“

Margarete Pauli

Die Geschichte der Frauen an der Universität

Die Amerikanerin Marcella Boveri, geborene O’Grady, war die erste Wissenschaftlerin, die an der Universität Würzburg offiziell zugelassen wurde. Sie war 1896 nach Würzburg gekommen, um am Zoologischen Institut bei Professor Theodor Boveri zu forschen. Die ersten Studentinnen durften sich jedoch erst Jahre später - erstmals zum WS 1903/1904 - formal an der Hochschule einschreiben.

Der Anteil der weiblichen Studierenden nahm dann im Lauf der Jahre stetig zu, bis die Nationalsozialisten sie mit ihrer Ideologie von der Rolle der Frau bei Heim und Herd wieder zurückdrängten.

Auch nach dem 2. Weltkrieg stiegen die Studentinnen-Zahlen zunächst nur sehr langsam. Erst mit der Bildungsoffensive in den 60er Jahren begann der allmähliche Boom der Hochschulen und damit auch der Anstieg des Frauenanteils im Studium. Wissenschaftlerinnen allerdings blieben weiterhin rar.

Daran änderte sich auch in den 70er Jahren wenig. Zwar war im Zuge der Expansion und Öffnung der Hochschulen der Anteil der Frauen bundesweit auf rund 40 Prozent gestiegen. Doch die Zahl der Professorinnen betrug 1982 gerade einmal fünf Prozent, an den C4-Professuren sogar nur gut zwei Prozent.

Und auch der Nachwuchs blieb aus: Lediglich sieben Prozent der Habilitierten waren Frauen.

In der Folge wurde in den 80er Jahren die Forderung, die Benachteiligung von Frauen abzubauen, ins Hochschulrahmengesetz aufgenommen. Die Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung sowie die Westdeutsche Rektorenkonferenz folgten mit eigenen Empfehlungen zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft. Das Amt der Frauenbeauftragten wurde 1985 im Hochschulrahmengesetz und 1988 erstmals auch im Bayerischen Hochschulgesetz verankert. mp



FAMILIEN LEBEN AN DER UNI

Was will denn der fremde Mann mit seiner Kamera? Alina Leidl ist ganz schön reserviert dem unbekanntem Besucher gegenüber. Und lächeln will die Dreijährige schon gleich gar nicht. Da unterscheidet sie sich (momentan) deutlich von ihren Eltern: Die sind allem Fremden gegenüber nämlich äußerst aufgeschlossen. Kennen gelernt haben sich Verena Leidl und Peerayut Khongsab in Thailand, wo Verena als Sprachmanagerin am Goethe-

Institut gearbeitet hat. Nach Würzburg sind sie des Studiums wegen gekommen: Peerayut hat sich hier bei den Space Mastern eingeschrieben. Dass dabei ein Semester auch im schwedischen Kiruna absolviert werden musste, hat die junge Familie nicht trennen können, obwohl die Zeit dort bei Temperaturen bis zu minus 30 Grad für Mutter und Kind nicht gerade ein Vergnügen war. Jetzt arbeitet Verena im Akademischen Auslandsamt und am Sprachenzentrum der Uni, und Peerayut

schreibt seine Masterarbeit. Und Alina? Die geht täglich von 8.30 bis 16 Uhr in die Kinderkrippe des Studentenwerks am Galgenberg und fühlt sich dort sehr wohl. Im Herbst soll sie in den Kindergarten wechseln – wieder eine neue Umgebung. Aber das hat sie ja schon mehrfach bewiesen, dass sie sich an das anfangs Fremde schnell gewöhnen kann. Und sei es nur ein unbekannter Fotograf. Gunnar Bartsch

Anleitung zum Karriere-Schmieden

Mentoring-Programm studmed für Studentinnen an der Medizinischen Fakultät gestartet

Die meisten Medizinstudenten, die Esther Asan trifft, haben eine ziemlich genaue Vorstellung von ihrer beruflichen Zukunft. Sie werden später eine eigene Praxis haben, in der Klinik Karriere machen oder auch in den Entwicklungsdienst gehen. Und Kinder? Kein Problem! Ganz anders die Studentinnen: „Sie formulieren ihre beruflichen Ziele meist eher vage. Und für diejenige Phase in ihrer Laufbahn, in der potentiell auch Kinder kommen, machen sie in aller Regel gar keine Pläne. Dabei ist gerade diese Phase entscheidend für die weitere Karriere“, berichtet die Anatomie-Professorin, Studienberaterin und stellvertretende Frauenbeauftragte. Um die jungen Frauen darin zu unterstützen, ihre Karriere gezielter zu planen, hat Esther Asan zusammen mit Studienkommission und Fachschaft Medizin das Projekt „Mentoring studmed“ initiiert, ein neues, aus Studiengebühren finanziertes Mentoring-Programm für Studentinnen an der Medizinischen Fakultät.

Keine Leistungsunterschiede

Frauen studieren häufiger Medizin als Männer. Bis zur Approbation gibt es keine leistungsbezogenen Unterschiede zwischen den Geschlechtern. Doch mit zunehmender akademischer Qualifizierung ändert sich das Verhältnis teilweise dramatisch. Gegenwärtig sind fast 60 Prozent der Studierenden an der Medizinischen Fakultät der Universität Würzburg weiblich, und etwa 50 Prozent der Promotionen kommen von Frauen. Habilitiert wurden aber zum Beispiel im Jahr 2007 von insgesamt 28 Personen nur fünf Frauen – also knapp



Rollenmodell und Beraterin zugleich: Die Mentorin Privatdozentin Dr. Heike Rittner mit den Mentees Sonja Dippacher(r.) und (v.l.) Teresa Hilz und Anna Partheil. (Foto: Margarete Pauli)

18 Prozent. Statistiken belegen, dass auch in Arztpraxen und in leitenden Klinikpositionen Frauen deutlich unterrepräsentiert sind. Bei den Teilzeit- oder geringfügig Beschäftigten dagegen machen sie mit rund 80 Prozent die überwiegende Mehrzahl aus, und wesentlich mehr Ärztinnen als Ärzte üben ihren Beruf über längere Zeiträume gar nicht aus.

Die Gründe dafür, die Esther Asan und die Programmkoordinatorin Angela Eszen zusammengetragen haben, sind vielschichtig: So stünden Frauen ihren Fähigkeiten und Leistungen häufig kritischer gegenüber als ihre männlichen Kollegen. In der Regel erhielten sie im Wissenschafts- und Klinikbetrieb in geringerem Maße Zugang zu – häufig informellen – Netzwerken. In der Folge seien sie weniger häufig an Projekten und Forschungsarbeiten beteiligt, die sie für Führungspositionen qualifizieren würden.

Karrierebremse Teilzeit

Insbesondere aber habe es sich, einer Langzeitstudie zur beruflichen Entwicklung von Ärztinnen und Ärzten aus Erlangen-Nürnberg zufolge, als typische Karrierebremse herausgestellt,

wenn Ärztinnen in der Familienphase ihre Arbeitstätigkeit für längere Zeit reduzieren oder ganz unterbrechen. Dagegen seien Ärztinnen, die ohne lange Unterbrechung Vollzeit arbeiten, im Vergleich zu ihren männlichen Kollegen in ihrer Karriere nicht benachteiligt – und zwar auch nicht, wenn sie Kinder haben.

Wichtig ist deshalb laut Esther Asan, „dass die jungen Frauen, wenn sie Kinder bekommen, nicht sagen: Jetzt bleibe ich erstmal eine Weile zu Hause und dann schau ich mal, ob ich wieder irgendwo arbeiten kann, sondern vielmehr: Jetzt bleibe ich erstmal zu Hause, aber nach sechs Monaten bin ich wieder da. Und ich plane das private und berufliche Umfeld vorher so, dass es dann auch klappt“. Dazu müssten sie sich allerdings vorab klar darüber geworden sein, „wo sie in ihrer Karriere hin wollen und wie sie dorthin kommen können“.

Genau hier setzt Mentoring studmed an, das zum Sommersemester gestartet ist. Ansprechbar will man damit vor allem Studentinnen im 6. bis 9. Semester. Das Programm dauert zwölf Monate. 25 Plätze stehen derzeit zur Verfügung. In der ersten Runde haben sich 44 jun-

ge Frauen beworben. Je nach Interessenlage und Bedürfnissen der Mentees wurden Mentorinnen gezielt angesprochen. Als Mentorinnen engagieren sich niedergelassene Ärztinnen sowie Oberärztinnen und Assistenzärztinnen der Uniklinik, darunter auch Mentees aus dem Mentoring med Programm für junge Ärztinnen und Nachwuchswissenschaftlerinnen – also Frauen, die bereits eine Qualifizierungsstufe oberhalb der Studentinnen erreicht haben.

Das Mentoring selbst findet in Gruppen von einer Mentorin und drei Studentinnen statt. Das habe auch den Vorteil, dass die Mentees sich ein gemeinsames Problembewusstsein erarbeiten und sich gegenseitig unterstützen könnten, sagt Esther Asan. Bei den verschiedensten Netzwerktreffen gebe es dann aber auch Gelegenheit, die anderen Mentorinnen kennenzulernen und sie anzusprechen.

Berufspläne und Visionen

Was will ich beruflich machen? Welche Zukunftsvisionen habe ich? Was ist nötig, um dorthin zu kommen? Und auch: Welche Hindernisse muss ich dabei einkalkulieren? In einem ersten Schritt entwickeln die jungen Frauen bei Mentoring studmed Karriereziele

und planen ihren persönlichen Berufsweg. Ihre Mentorinnen unterstützen sie dabei. In Vorträgen und Workshops des Rahmenprogramms erhalten sie Einblick in die Karrierewege von Ärztinnen und Wissenschaftlerinnen in ganz verschiedenen Tätigkeitsfeldern. Sie werden unter anderem aber auch darin geschult, wie man sich am besten selbst präsentiert und auch gegenüber Vorgesetzten durchsetzen kann.

Netzwerke und Rollenvorbilder

Außerdem geht es darum, die Bedeutung von Netzwerken zu erkennen und immer mehr in die Lage zu kommen, eigene Netzwerke aufzubauen und Zugang zu bereits existierenden zu finden. Männer pflegen solche beruflichen Verbindungen seit langem. „Solche Netzwerke sind nicht nur zentral, um schnell an neue Informationen heranzukommen, Gelder oder Projekte zu beantragen“, sagt Esther Asan. „In diesem informellen Verhältnis zum Chef erhält der männliche Nachwuchs auch Kenntnis über ein erfolgreiches Karriereverhalten – eine Orientierung, die junge Frauen angesichts so weniger weiblicher Chefs im Alltag praktisch nicht bekommen. Ein wesentlicher

Punkt des Programms ist es deshalb, die Studentinnen mit weiblichen Rollenmodellen, auch unter den Mentorinnen, zusammenzubringen“.

Nicht zuletzt sollen die Studentinnen im Mentoring-Programm dazu ermutigt werden, Karriere und ein Familienleben als miteinander vereinbare Inhalte in ihrer Zukunftsplanung zu erkennen. Unter anderem sollen ihnen deshalb auch Strategien für eine möglichst optimale Vereinbarkeit der Lebensbereiche vorgestellt werden.

Esther Asan möchte nicht länger mit ansehen, wie viele der leistungsfähigen und motivierten Medizinerinnen ihr Potenzial im Beruf nicht nutzen. Der Bedarf für eine Förderung liegt aber auch schon aus gesellschaftlichen Gründen auf der Hand: „Wenn annähernd zwei Drittel der Studierenden in der Medizin weiblich sind und weiterhin viele von diesen später gar nicht, nur teilweise, oder nicht in Positionen, die ihren Fähigkeiten entsprechen, ärztlich arbeiten, dann ist das nicht nur ein Verlust an hochqualifiziertem Nachwuchs, sondern auch ein wirtschaftlicher Schaden, der so nicht hinnehmbar ist“, sagt sie. „Ganz zu schweigen von der Problematik des Ärztemangels.“

Margarete Pauli

Marcella-Boveri-Preis für Mentoring med

Erstmals in diesem Jahr hat die Julius-Maximilians-Universität den Marcella-Boveri-Preis für die beste Initiative zur Förderung der Gleichberechtigung vergeben. Mit dem Preis, der auf Anregung der Frauenbeauftragten eingerichtet worden ist, wurde das Mentoring med-Programm der Medizinischen Fakultät ausgezeichnet – als vorbildhafte Maßnahme zur Förderung des weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchses.

Der Preis, dotiert mit 5000 Euro, ist nach der Biologin Marcella Boveri benannt. Boveri wurde 1896 als erste Wissenschaftlerin offiziell an der Universität Würzburg zugelassen. Mit dem Preis soll die „zunehmende Bedeutung des Themas Gleichstellung in der Wissenschaft an unserer Universität besser sichtbar gemacht und ein

Anreiz gesetzt werden, die Beteiligung von Frauen im Wissenschaftssystem deutlich zu verbessern“, erklärte Vize-Präsidentin Professorin Heidrun Moll in ihrer Laudatio beim diesjährigen Stiftungsfest der Universität. Vergeben wird der Preis für innovative und originelle Initiativen, für konkrete Maßnahmen zur Förderung von Frauen in der Wissenschaft, sowie zur Verbesserung der Vereinbarkeit von Studium oder wissenschaftlicher Tätigkeit und Familie.

Mentoring med fördert junge Ärztinnen und Nachwuchswissenschaftlerinnen, begleitet ihren weiteren Qualifizierungsprozess unterstützend und steigert damit langfristig den Frauenanteil an wissenschaftlichen Spitzenpositionen in der Medizin. Am Programm nehmen derzeit 42 Mentees und 35

Mentorinnen und Mentoren teil. Zentrale Punkte des Programms sind die intensive Betreuung von Nachwuchskräften durch Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen, sowie ein Rahmen- und Begleitprogramm, das auf die Vermittlung von zusätzlichen Kenntnissen und auf die Einbindung der Habilitandinnen in Netzwerke abzielt.

Das Programm wurde 2007 von dem Ärztlichen Direktor des Klinikums, Professor Christoph Reiners, initiiert und 2008 – mit Unterstützung des Dekans der Medizinischen Fakultät, Professor Matthias Frosch – als Kooperationsprojekt von Universität und Klinikum realisiert. Das Preisgeld wird für weitere Gleichstellungsmaßnahmen verwendet.

Margarete Pauli



FAMILIEN LEBEN AN DER UNI

Jannik ist ein fröhliches Kind. Gerade mal 16 Monate alt, macht er jedenfalls seinen Eltern viel Freude und zieht sie wieder hoch, wenn der Tag an der Uni recht stressig war. Dabei sollten Barbara und Robert Benkert eigentlich seit Janniks Geburt an Stress gewöhnt sein. Schließlich haben die beiden angehenden Sonderschullehrer auch als frisch gebackene Eltern ihr Studium weiter so durchgezogen, als hätte sich eigentlich nichts verändert. Bei-

de haben weiterhin Vorlesungen besucht, Scheine gesammelt und Prüfungen abgelegt. Geholfen hat ihnen dabei zum einen die Tatsache, dass sie ihren Stundenplan relativ frei gestalten konnten: Wenn der eine in der Uni war, hat der andere sich zu Hause um Jannik gekümmert. Geholfen haben aber auch jede Menge Freunde, die eingesprungen sind, wenn Not am Mann war. Inzwischen geht Jannik vier Mal die Woche in die Zwergenstube. Dort gefällt es ihm so gut, dass er sie fast schon vermisst,

wenn er mal krankheitsbedingt zu Hause bleiben muss. Seine Eltern nutzen die Zeit und schreiben an ihren Zulassungsarbeiten. Wenn es nach ihren Plänen geht, werden sie noch in diesem Jahr mit dem Staatsexamen beginnen, damit sie im Herbst 2010 ins Referendariat gehen können. Und Jannik? Der ist dann alt genug für den Kindergarten. Wenn er weiter so fröhlich bleibt, wird es ihm dort bestimmt auch gut gefallen.

Gunnar Bartsch

Flexibel gleiten

Familienfreundliche Arbeitszeitregelung an der Universität

Morgens halb zehn im Büro. Das Telefon klingelt, der Kindergarten ist dran: „Ihr Sohn hat sich schon zwei Mal übergeben, und Fieber hat er auch. Holen Sie ihn doch bitte ab!“ Die Mutter seufzt – weil sie sich Sorgen um ihr Kind macht und weil die Sache nicht mal eben so zu regeln ist. Um diese Uhrzeit vom Arbeitsplatz weggehen zu wollen, das bedeutet einen zwar kleinen, aber nervigen Papierkrieg. Denn die „Abwesenheit während der Kernzeit“ ist schriftlich zu begründen, der Vorgesetzte muss das Ganze zudem abzeichnen.

So umständlich war das früher in der Zentralverwaltung der Uni. Lange Jahre galt hier eine relativ starre Gleitzeitregelung: Von 8:30 bis 11:45 Uhr und von 13:15 bis 15:30 Uhr war die so genannte Kernzeit – in ihr hatten die Beschäftigten grundsätzlich am Arbeitsplatz anwesend zu sein.

In der Kernzeit zum Zahnarzt gehen? Erst genehmigen lassen! Die Mittagspause von 13 bis 14 Uhr machen? Nicht erlaubt! Am Morgen erst um 9 Uhr zur Arbeit kommen, aus welchen Gründen auch immer? Kernzeit verletzt!

So war das von 1994 bis Ende 2006. Dann trat eine erste, noch recht zarte

Lockerung der Gleitzeitregelung in Kraft: Die Kernzeit schrumpfte nur unmerklich zusammen. Erst zum Februar 2008 konnte der Personalrat der Universität sein lange gehegtes Ziel durchsetzen, die Kernzeit ganz verschwinden zu lassen. Zunächst für ein Jahr auf Probe wurde damals die flexible Gleitzeitregelung eingeführt, die noch heute gilt – denn sie hat sich bewährt und die Beschäftigten wollen sie nicht mehr missen.

Kernzeit ade! Vollzeitbeschäftigte in der Zentralverwaltung, der Unibibliothek, im Rechen- und im Sportzentrum müssen nun pro Tag mindestens vier Stunden an ihren Arbeitsplätzen sein – so lassen sich dringende Angelegenheiten des Privatlebens besser mit der Arbeit vereinbaren. Denn ob die Beschäftigten im Bedarfsfall die vier Stunden Mindestanwesenheit auf 8 bis 12 Uhr morgens legen oder ob sie nachmittags drei Stunden kommen und am Abend noch eine, bleibt ihnen weitgehend selbst überlassen. Natürlich müssen sie mit ihren Vorgesetzten und Kollegen dafür sorgen, dass die Arbeit erledigt wird. Und natürlich darf es zu den üblichen Büro-

zeiten keine „verwaisten“ Abteilungen geben, besonders in Bereichen mit Kundenverkehr. Um dem Rechnung zu tragen, gelten in manchen Abteilungen weiterhin gewisse Kernzeiten.

Für die Beschäftigten ist gleichwohl Vieles leichter geworden mit der neuen Regelung. Der Heizungsableser hat sich zwischen 9 und 11 Uhr angesagt? Überhaupt kein Problem: „Ist es in Ordnung, wenn ich morgen erst gegen Mittag ins Büro komme?“ Der Kollege nickt, die Vorgesetzte ebenfalls. Damit ist die Sache geregelt. Ob man es nun um 11:30 Uhr auf die Arbeit schafft oder erst eine halbe Stunde später: Man bucht „Kommen“ am Gleitzeitterminal, und damit ist die Angelegenheit erledigt. Papierkrieg ade!

Diese arbeitnehmer- und familienfreundliche Arbeitszeitregelung macht Schule: Sie soll demnächst auch im Verwaltungsbereich fast aller Fakultäten Einzug halten.

Robert Emmerich





Reinhold Mauer und Uwe Klug kümmern sich – unter anderem – darum, dass die Uni familienfreundlich ist. (Foto G. Bartsch)

Wenn Familienfreundlichkeit kein Thema mehr ist

Richtige Strukturen und Eigenverantwortung sind die Basis dafür

Sie sollten längst der Vergangenheit S angehören: Frauen, die sich zwischen Beruf und Familie aufreiben in ihrem Bestreben, beide Lebensbereiche in akzeptablem Gleichgewicht zu halten, sowie Männer, die davon überzeugt sind, dass Kinder und Haushalt vor allem Sache ihrer Partnerinnen sind. Die Berufstätigkeit von Müttern ist heute eigentlich selbstverständlich, wenn nicht sogar die Regel – allerdings auch deshalb, weil Arbeitgeber inzwischen die besonderen Stärken von Mitarbeiterinnen zu schätzen gelernt haben, auf wertvolle Potenziale nicht mehr verzichten können. Um diesem Sachverhalt eine Basis zu geben, hat der Gesetzgeber über Verordnungen und Empfehlungen die grundsätzliche Situation von Beschäftigten mit Familie verbessert. Was zunächst als theoretischer Unterbau entstand, muss nun Schritt für Schritt in die Tat umgesetzt werden und sich im beruflichen Alltag

bewähren. Gefragt sind hier vor allem Überzeugung und Engagement der Führungsebenen. Dies gilt für Firmen und staatliche Einrichtungen wie die Universität Würzburg gleichermaßen. Fragen zu diesem Thema haben Dr. Uwe Klug, Amtierender Kanzler, und Reinhold Mauer, Leiter der Personalabteilung, beantwortet.

Was bedeutet für Sie familienfreundliche beziehungsweise familiengerechte Universität?

Klug: Diese Begriffe bedeuten für mich, dass wir uns mit Nachdruck darum bemühen, Vätern und Müttern die Vereinbarkeit von Beruf und Familie zu ermöglichen. Gleichwohl müssen dazu beiderseits Kompromisse eingegangen werden, sowohl von Seiten der Dienststelle in Bezug auf die Gestaltung der Arbeitsabläufe als auch seitens der Beschäftigten, die darauf Rücksicht nehmen müssen, dass dienstliche Not-

wendigkeiten in den Familienalltag zu integrieren sind.

Familienfreundlichkeit hat lange eher eine Nebenrolle gespielt. Warum hat dieses Thema heute eine solche Bedeutung?

Klug: Dabei geht es nicht zuletzt um grundsätzliche gesellschaftliche Anforderungen. Es gibt in allen Bereichen sehr gut ausgebildete Frauen, denen ermöglicht werden muss, trotz kleiner Kinder ihre berufliche Tätigkeit fortzusetzen. In stärkerem Maße wollen zudem auch Männer ihre Vaterrolle intensiver gestalten. Durch geschickte Familienpolitik und entsprechende innerbetriebliche Organisation kann eine starke Doppelbelastung vermieden und eine lebbare Entscheidung für Kinder und Beruf unterstützt werden.

Welche Möglichkeiten zur „Auszeit“ bieten sich den Beschäftigten?

Mauer: Diese Auszeiten splitten sich auf. Bei der Geburt eines Kindes gibt es zunächst den üblichen Mutterschutz, der umfasst in der Regel sechs Wochen vor und acht Wochen nach der Geburt, insgesamt 14 Wochen. Dann folgen Elternzeit und Beurlaubung. Üblich ist es, nach einer meistens zwei oder drei Jahre dauernden Elternzeit zunächst wieder halbtags einzusteigen.

Wie wird das Angebot wahrgenommen?

Mauer: Wir haben an der Universität – ohne Klinikum – etwa 5.000 Beschäftigte. Von den insgesamt 2.700 Frauen befinden sich derzeit 110 in einer so genannten „Auszeit wegen Erziehung und Betreuung von Kindern“, zum wissenschaftlichen Bereich gehören davon zwanzig. Speziell das wissenschaftliche Personal trachtet vor allem danach, zunächst die Ausbildung erfolgreich abzuschließen. Der Kinderwunsch wird zurückgestellt. Die Befürchtung, einen Karriereknick in Kauf nehmen zu müssen, steht bei der Entscheidung wohl im Vordergrund.

Halten sie familienbedingte Auszeiten bei Lehrstuhlinhabern für realistisch?

Klug: Im üblichen Sinne, als tatsächliche „Auszeit“, halte ich das nicht für realistisch. Dies ist aber weniger abhängig von durch den Arbeitgeber geschaffenen Rahmenbedingungen als vom Wesen der Wissenschaft. Eine ausschließliche, über längere Zeit hinweg praktizierte Konzentration auf die Familie würde eine zu große Entfernung von aktuellen Entwicklungen bedeuten. Mein Erfahrungswert ist, dass sowohl weibliche als auch männliche Bewerber für Lehrstühle sich dieser Lage durchaus bewusst sind und sich auch darauf eingestellt haben. Wir können und wollen hier aber Unterstützung anbieten, damit beides möglich bleibt: Familie und Beruf.

Die Universität Würzburg ist mit dem „Audit – familiengerechte Hochschule“ zertifiziert worden. Womit hebt sie sich vor allem hervor?

Mauer: Wir haben in der Zentralverwaltung eine sehr großzügige Gleitzeitregelung. Es gibt lediglich noch eine Rah-

menzeit von 6.00 bis 20.00 Uhr sowie die vorgegebene Stundenzahl – je nach Ganz- oder Halbtagsarbeitsplatz. Mindestarbeitszeit bei Ganztagsbeschäftigung ist vier Stunden. So ist es jedem Beschäftigten möglich, sehr flexibel auf familiäre Erfordernisse zu reagieren. Es kann vor- und nachgearbeitet werden. Es sollen demnächst alle Fakultäten diese Gleitzeitregelung im nichtwissenschaftlichen Bereich übernehmen.

Werden mit diesen Maßnahmen die Eigenverantwortung und die Selbstständigkeit der Beschäftigten mehr gefordert?

Mauer: Die Befürchtungen des Arbeitgebers waren, großzügige Gleitzeitregelungen könnten dazu führen, dass Beschäftigte während der normalen Arbeitszeit nicht mehr verlässlich ansprechbar seien. Es hat sich aber herausgestellt, dass die vorgegebene Arbeitszeit zwar Ausnahmen zulässt und Freiheiten schafft, in der Regel aber doch vor allem während der früheren Kernzeiten gearbeitet wird, die notwendige Präsenz also gewährleistet ist. Individuelle Absprachen unter den Kolleginnen und Kollegen tragen dazu bei, Engpässe zu vermeiden.

Nennen Sie doch bitte noch ein Beispiel für Familienfreundlichkeit aus Ihrer täglichen Praxis.

Mauer: In der Personalabteilung bieten wir für unsere Wiedereinsteigerinnen und Wiedereinsteiger seit April spezielle Sprechstunden an. Außerdem ermöglichen wir Beschäftigten, die sich während ihrer Auszeit weiterbilden möchten, auch die Teilnahme an Kursen – vor allem im Bereich der PC-Arbeit. Das Angebot soll natürlich je nach Bedarf und Nachfrage noch erweitert werden. Außerdem gehören wir dem „Bündnis für Arbeit“ an, in dem sich Würzburger Firmen und Einrichtungen zusammengeschlossen haben, um im Austausch Maßnahmen zur Familienfreundlichkeit zu entwickeln und umzusetzen.

Steht hinter den Konzepten eine wirkliche Überzeugung oder ist es mehr ein Handeln nach gesetzlichen Vorgaben und Verpflichtungen?

Klug: Ich will nicht leugnen, dass es auch gesetzliche Anforderungen sind,

die dazu beitragen, dass wir uns mit diesen Fragestellungen auseinandersetzen. Aber gerade in der Wissenschaft wird immer wieder beklagt, dass Potenzial verloren geht, insbesondere auf dem Weg von der Promotion zur Habilitation und dann von der Habilitation hin auf Lehrstühle oder generell auf Professuren. Von daher sind neue Konzepte nicht nur ein gesellschaftliches Erfordernis, vielmehr steht dahinter eine tiefe Überzeugung, die übrigens auch den nichtwissenschaftlichen Bereich mit einbezieht.

Tragen Sie als amtierender Kanzler die aktuellen Konzepte der Frauen- und auch der Gleichstellungsbeauftragten mit?

Klug: Ich habe mich darum bemüht, Anregungen, Wünsche sowie Forderungen aufzugreifen und – je nach Machbarkeit – umzusetzen. Wir sind im vergangenen Jahr sicherlich auch einige Schritte weitergekommen. Wir müssen im Rahmen des bereits erwähnten Audits immer wieder Rechenschaft ablegen und eine Gesamtbilanz ziehen, damit wir unser Zertifikat nicht verlieren. Ich bin auch mit der Gleichstellungsbeauftragten im Gespräch, um das Gleichstellungskonzept für den Zeitraum bis 2013 weiterzuentwickeln. Hier wird es speziell für den nichtwissenschaftlichen Bereich Festlegungen, aber auch Zielsetzungen geben, kleine Schritte auf dem Weg, die Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu harmonisieren.

Wie gestaltet sich die Kooperation der Personalabteilung mit der Gleichstellungsbeauftragten und der Frauenbeauftragten?

Mauer: Die Personalabteilung hat sehr regen Kontakt sowohl mit dem Büro der Frauenbeauftragten wie auch mit der Gleichstellungsbeauftragten. Es gibt eine enge Zusammenarbeit, Ideen werden ausgetauscht, Verbesserungsvorschläge erarbeitet. Dies hat sich natürlich auch durch die Arbeitsgruppe „Auditierung Familiengerechte Hochschule“ ergeben.

Haben Sie eine konkrete Idee, die Sie in der nächsten Zeit umsetzen möchten?

Mauer: Wir sollten unsere Stärken, beispielsweise das Angebot des vom



FAMILIEN LEBEN AN DER UNI

Konstantin Gierschick ist gerade mal 15 Monate alt und hat in seinem bisherigen Leben schon ganz schön viel erlebt. Bereits der Start war aufregend: Konstantin kam nämlich knapp vier Wochen zu früh auf die Welt und musste deshalb die Welt zusammen mit seiner Mutter erst einmal vom Krankenzimmer aus betrachten. Als die beiden dann auch noch eine Infektion bekamen, machte sich bei Katrin Gierschick ein erster Anflug von Panik breit: „Jetzt ist er noch nicht mal richtig auf der Welt, und schon ge-

hen meine gesamten Pläne kaputt“, dachte sie damals. Schließlich wollte die alleinerziehende Mutter ihr Soziologie-Studium auch mit Konstantin noch zu einem erfolgreichen Abschluss bringen. Die ersten Monate sah es allerdings nicht so aus, als würde ihr das gelingen: Konstantin schlief schlecht und schrie viel. „Das war unglaublich anstrengend“, erinnert sich Katrin Gierschick. Aber dann, nach fünf Monaten, änderte sich alles schlagartig: Konstantin wurde quasi zum Musterkind – kein Geschrei mehr, kein Aufwachen in

der Nacht. Schon von klein auf geht Konstantin regelmäßig in die Zwergenstube (und seit er älter ist auch in die studentische Krabbelstube) und fühlt sich dort sichtlich wohl. Von Abschiedsschmerz keine Spur – zumindest auf seiner Seite. Da fiel seiner Mutter die Trennung anfangs schon schwerer. Inzwischen kann Katrin Gierschick die Zeit ganz beruhigt für ihr Studium und ihren Hiwi-Job nutzen. Um Konstantin muss sie sich jedenfalls keine Sorgen machen.

Gunnar Bartsch

Frauenbüro betriebenen Familienservice, mehr publik machen, vielleicht ein „Wellcome-Center“ einrichten, das bei allen Fragen rund um die Kinderbetreuung oder beim Wiedereinstieg weiterhilft. Diese Dinge werden in Zukunft immer wichtiger werden – auch in Hinblick auf Einstellungsgespräche und Berufungsverfahren. Unser Ziel muss sein, dass Kinder in den Berufsalltag und in den Berufsweg ganz selbstverständlich integriert werden. Hierbei ist es wichtig, dass der Ausbau der Personalführungskompetenz beispielsweise durch Schulungen erfolgt.

Was wird konkret für Studierende mit Kindern unternommen?

Klug: Die Universität handelt hier auf mehreren Ebenen. Im Rahmen gesetzlicher Erfordernisse müssen beispielsweise Mutterschutzfristen in Studien- und Prüfungsordnungen Berücksichtigung finden, damit sich die Studiendauer ohne nachteilige Auswirkungen für die Betroffenen verlängern lässt. Ähnlich ist mit Prüfungstermi-

nen zu verfahren. Darüber hinaus versuchen wir, Krippenplätze zur Verfügung zu stellen und Kinderbetreuungen zu organisieren. Aktiv ist hier unser Familienservice. Aber auch das Studentenwerk, zu dessen gesetzlichen Aufgaben es zählt, Kinderbetreuungsstätten einzurichten und zu betreiben, engagiert sich in diesem Bereich. Im Zuge der räumlichen Erweiterung auf das Leighton-Gelände werden sich solche Angebote noch wesentlich ausbauen lassen.

Gibt es für den Leiter der Personalabteilung einen Idealzustand von Familienfreundlichkeit an der Universität?

Mauer: Annähernd wäre dies der Fall, wenn in allen Abteilungen überzeugend die Meinung vertreten würde, dass beispielsweise Jobsharing eine gute Möglichkeit der Arbeitsteilung ist. Ganz konkret erlebe ich das hier in einem Referat: zwei Mitarbeiterinnen wechseln sich jeweils wochenweise ganztags ab. Eine andere Variante ist die Teilung

der Vor- und der Nachmittagarbeitszeit, auch ausgeweitet auf Urlaubs- und Krankheitsphasen. Die Mitarbeiterinnen sprechen sich selbstständig ab, ohne Einfluss durch die Referatsleitung – und es läuft wirklich gut.

Wie sieht Ihre „perfekte“ Vision einer familiengerechten Hochschule aus?

Klug: Meine persönliche Vorstellung wäre, dass dieses Thema kein Thema mehr ist, sondern dass man entsprechende Angebote vorfindet, darüber beraten wird und sie auch uneingeschränkt wahrnehmen kann. Die Frage „Kann ich Beruf und Familie vereinbaren?“ sollte sich weder für Studierende, noch für Beschäftigte weiterhin stellen. Meine Vision wäre also ein von allen Seiten akzeptierter Konsens, dessen Strukturen so beschaffen sind, dass er dauerhaft umsetzbar und in das tägliche Leben integrierbar ist.

Die Fragen stellte Dr. Gabriele Geibig-Wagner

Zwergenstube will wachsen

Der Familienservice der Uni hat attraktive Angebote und neue Perspektiven

Samantha schenkt dem Besucher nur kurz ihre Aufmerksamkeit. Dann hantiert sie weiter mit dem Kinderspeiser. Julian dagegen hört auf zu spielen, nimmt Haltung an und sieht dem Gast abwartend entgegen. Zu einem richtigen Gruß lässt sich nur Eva hinreißen – sie hebt den Arm und vollführt eine Art Winkbewegung: Willkommen in der Zwergenstube der Uni!

Ein Montagvormittag im Mensagebäude am Hubland. In der Zwergenstube werden zur Kurzzeitbetreuung Kinder aufgenommen, die noch keine drei Jahre alt sind und deren Eltern an der Universität studieren oder arbeiten. Vor allem Studierende nutzen das Angebot: Zur Stammbesetzung der Zwergenstube gehören derzeit 21 Kinder, einige sind erst wenige Wochen alt, 17 davon haben studentische Eltern.



In der Zwergenstube der Uni auf dem Hubland-Campus: Erzieherin Claudia Keupp (rechts) und Kinderpflegerin Sonja Stelzer mit Samantha und Julian.

(Foto Robert Emmerich)

Kurzzeitbetreuung hilft vor allem Studentinnen

Die stundenweise Betreuung hilft vor allem Studentinnen, die für ihre Kinder noch keinen Krippenplatz haben, im Studium nicht den Anschluss zu verlieren. Die Tagesmutter krank, die Oma anderweitig verpflichtet, aber das Pflichtseminar ruft trotzdem? Für die Zeit, in der eine wichtige Vorlesung läuft, lässt sich keine Kinderbetreuung organisieren? Wer vor solchen Problemen steht, kann seinen Sprössling in der Zwergenstube in die Obhut der Betreuerinnen geben.

Die Zwergenstube ist leicht zu finden. Im Mensagebäude hinauf in den ersten Stock, dann im Flur Ausschau nach der Tür halten, vor der die Kinderwagen parken. Dort nehmen Erzieherin Claudia Keupp und Kinderpflegerin Sonja Stelzer die Kleinen in Empfang. Unterstützt werden die beiden Fachfrauen von drei studentischen Hilfskräften, und mit dieser Personalausstattung lassen sich bis zu zwölf Kinder gleichzeitig betreuen. Die Stelle der Kinderpflegerin und die Hilfskräfte werden aus Studienbeiträgen finanziert; Studierende können das Betreuungsangebot darum kostenlos in Anspruch nehmen.

Wenn die Zwergenstube gut besetzt ist, geht es eng zu: Raumnot herrscht hier ebenso wie in anderen Bereichen der Uni. Das derzeit größte Problem ist es, geeignete Schlafplätze bereitzustellen – und die sind nötig, denn besonders die Säuglinge schlummern gern und viel. Darum sind die Betreuerinnen sehr dankbar für eine provisorische Lösung: Um die Mittagszeit dürfen sie



zwei Stunden lang den benachbarten „Raum der Stille“ belegen – dank des Entgegenkommens der Hochschulgemeinden, die dieses Zimmer sonst nutzen.

Das Ende des Platzmangels ist allerdings in Sicht: Die Universität will sich bekanntlich auf das Leighton-Gelände neben dem Hubland-Campus ausdehnen. Dort stehen nach dem Abzug der

Amerikaner nicht nur Wohnhäuser und Schulen zur Verfügung, sondern auch eine Einrichtung zur Kinderbetreuung mit 1.800 Quadratmetern Nutzfläche – das bedeutet Platz für bis zu 250 Kinder. Diese Einrichtung will die Universität künftig gemeinsam mit der Stadt und dem Studentenwerk nutzen.

Auszeichnung für das Konzept des Familienservice

Vor diesem Hintergrund kooperiert die Uni seit längerem mit dem städtischen Sozialreferenten Robert Scheller, wie Gisela Kaiser vom Frauenbüro der Universität sagt. Die Stadt will auf dem Leighton-Gelände einen Stadtteil für bis zu 5000 Einwohner entwickeln, und da braucht es natürlich auch Kindertagesstätten. „Unser gemeinsames Konzept sieht vor, dass zuerst die Universität einen Teil der früheren *Day Nursery* belegt. Die Stadt will das Gebäude dann nach und nach weiter ausbauen“, sagt Gisela Kaiser. Im Herbst soll damit begonnen werden, das Gebäude herzurichten; nutzbar für die Uni ist es voraussichtlich ab Frühjahr 2011. Es soll dann die Uni-Kinder aufnehmen, die derzeit als eigene Gruppe im Kinder-

garten von St. Johannis untergebracht sind, und natürlich die Zwergenstube. Die Zwergenstube ist nur eines der Angebote, die der Familienservice der Universität organisiert. Der Familienservice besteht seit 2005; eine vergleichbare Einrichtung gab es damals an keiner anderen Hochschule in Bayern. Kein Wunder, dass er schon im Jahr nach seiner Gründung ausgezeichnet wurde: Für sein Konzept gewann er einen mit 5.000 Euro dotierten Preis, gestiftet von der Firma Rama, vergeben vom Bundesfamilienministerium in einem Wettbewerb. Der Familienservice ist Teil der Maßnahmen, mit denen sich die Universität Würzburg zur familienfreundlichen Hochschule weiterentwickeln will.

Mit dem Projekt Ferienbetreuung geht der Familienservice ein weiteres Problemfeld an: Nicht alle Eltern wollen oder können in den Schulferien Urlaub nehmen oder in dieser Zeit eine Betreuung für ihre Kinder organisieren. Hier hilft der Familienservice mit seiner Ferienbetreuung für Schulkinder von sechs bis zwölf Jahren. Die gibt es in allen Ferien außer an Weihnachten, montags bis freitags von 7:30 bis 17 Uhr. Vor allem Beschäftigte der Uni und des Klinikums nehmen das Angebot an.

Ins Uniklinikum ging es in der ersten Woche der Pfingstferien. Gipsen und Verbinden in der Notfallchirurgie, ein Besuch im Skills Lab, wo sonst Stu-

dierende ärztliche Fertigkeiten wie das Blutabnehmen üben: Das und mehr stand auf dem Programm. Akrobatik war in der zweiten Ferienwoche angesagt, angeleitet von zwei Sportstudentinnen, mit einer großen Aufführung zum Abschluss.

Bei der Ferienbetreuung machen in der Regel 25 bis 30 Kinder mit. Angeboten wurden bislang unter anderem eine Theater- und eine Kunstwoche, aber auch Besuche in Instituten der Universität. „Das läuft sehr gut“, freut sich Erzieherin Claudia Keupp, die den Familienservice leitet. „Die Institute, bei denen wir anfragen, sind sehr offen und beteiligen sich gern, und für die Kinder ist es schön zu sehen, wo Mama und Papa arbeiten.“ Für Ideen, die aus den Instituten kommen, habe der Familienservice stets ein offenes Ohr. „Wenn sich Studierende engagieren wollen, freut uns das besonders“, sagt Claudia Keupp.

Wie es mit der Ferienbetreuung weitergeht, wenn auf dem Leighton-Gelände erst einmal mehr Platz zur Verfügung steht? Die Leiterin des Familienservice hat schon Ideen. „Wir könnten dann das Angebot für Kinder bis 14 ausweiten, sie in drei Altersgruppen aufteilen und so noch besser auf altersspezifische Interessen eingehen.“ Im Mensgebäude am Hubland sei eine Betreuung der Ferienkinder in mehreren Gruppen zurzeit nicht möglich – Schuld daran ist wieder die Raumproblematik: Bislang steht dem Familienservice nur der Mehrzwecksaal zur Verfügung, und das mit Einschränkung: Das Studentenwerk betreibt dort einen Teil seines Cafeteria-Geschäfts.

Mit Blick auf die neuen Räume auf dem Leighton-Gelände reifen beim Familienservice auch neue Ideen heran. Gedacht ist an ein so genanntes Tagespflegezentrum: „Wir denken an ein Zentrum, in dem sich Tagesmütter gemeinsam um ihre Schützlinge kümmern“, sagt Claudia Keupp. Die Frauen könnten sich dort gegenseitig unterstützen und im Krankheitsfall vertreten. Für diese Idee macht sich auch der Förderverein Unizwerg stark.

Weitere Überlegung: „Wir wollen uns dem ‚Haus der kleinen Forscher‘ anschließen“, so Gisela Kaiser. Diese Stiftung unterstützt Kindertagesstätten, die in ihrem pädagogischen Konzept

eine alltägliche Begegnung mit Naturwissenschaften und Technik verankern – geradezu ein Muss für eine universitäre Kinderbetreuung.

Als kleine Forscherin kann man sich Samantha sofort vorstellen – so eifrig und selbstvergessen, wie sie in der Zwergenstube am Hubland mit den Spielsachen hantiert. Gestört wird sie dabei erst gegen Mittag, denn nun kommt ihre Mutter. So manche Lehrveranstaltung scheint zu Ende zu sein, denn nach und nach trudeln Studentinnen ein und holen ihre Kinder ab. Julian zieht mit seinem Papa von dannen, Eva mit der Mama. Zum Abschied hebt sie wieder ihr Ärmchen und winkt der Runde in der Zwergenstube freundlich zu.

Robert Emmerich

DER FAMILIENSERVICE

Der Familienservice der Uni versteht sich als Beratungs-, Vermittlungs- und Organisationsbüro, das Studium und Beruf mit Familie und Kinderbetreuung vereinbar machen will. Seine Angebote stehen allen Angehörigen der Universität und des Klinikums zur Verfügung. Finanziert wird der Service von Universität und Klinikum, aus dem Etat der Frauenbeauftragten, aus Studienbeiträgen sowie vom Förderverein Unizwerg e.V.

www.familien-service.uni-wuerzburg.de

Mit ihrem Motiv „Entscheidungsblume“ gewann die Design-Studentin Irina Vidiborskaia von der FH Mainz den 21. Plakatwettbewerb des Deutschen Studentenwerks 2006/2007, Thema „Kinder? Kinder!“. Der Wettbewerb, gefördert vom Bundesministerium für Bildung und Forschung, wird jährlich zu hochschulpolitischen Themen an alle Design-Studierenden ausgelobt



Keine Angst vor kleinen Kindern

Ist das Studium ein guter Zeitpunkt, um Kinder in die Welt zu setzen? „Kommt drauf an“, sagen die Betroffenen. Je nach persönlicher Situation kann die Doppelbelastung auch zum Glücksfall werden.

Mit Kind studieren? „Wenn’s der Studiengang erlaubt, auf jeden Fall.“ – „Besser nicht. Man muss sich dann keine Sorgen um Geld, Stundenplan und Prüfungen machen.“ – „Das muss jeder für sich selbst entscheiden. Einen idealen Zeitpunkt gibt es sowieso nicht.“ Wer sich mit jungen Eltern unterhält, die noch studieren, erhält die unterschiedlichsten Antworten auf die Frage nach der Vereinbarkeit von Kind und Karriere. Das ist wahrscheinlich kein Wunder. Schließlich sind die Um-

stände, unter denen die Familien ihren Alltag bewältigen müssen, mindestens ebenso vielfältig.

Rund sieben Prozent aller Studierenden in Deutschland kümmern sich nach der jüngsten Untersuchung des Deutschen Studentenwerks (DSW) neben ihrem Studium noch um mindestens ein Kind. Auf die Universität Würzburg heruntergerechnet, bedeutet das: Knapp 1500 Studierende versuchen sich hier an dem Spagat zwischen Seminar und Spielplatz. Ihre Situation kennzeichnet

das DSW kurz und knapp:

„Ihr Studium verläuft weniger reibungslos als das ihrer kinderlosen Mitstudierenden. Studierende mit Kind unterbrechen ihr Studium viermal häufiger; die Unterbrechung dauert im Schnitt fünf Semester. Mehr als die Hälfte der studentischen Eltern ist nebenher erwerbstätig; ihre familiäre Arbeitsteilung folgt traditionellen geschlechtsspezifischen Mustern: Die studierenden Mütter übernehmen häufiger die Kinderbetreuung, die studierenden Väter

gehen häufiger arbeiten. Die Hälfte der Studierenden mit Kind ist verheiratet. Jede vierte studentische Mutter erzieht ihr Kind allein. Fast die Hälfte aller Kinder ist jünger als drei Jahre.“

Ganz so düster, wie das Studentenwerk die Situation zeichnet, sieht das Bild nicht in allen Fällen aus – glücklicherweise. „Jannik motiviert ungemein und macht uns viel Freude.“ Jannik ist der Sohn von Barbara und Robert Benkert; mittlerweile ist er 16 Monate alt. Seine Eltern studieren für das Lehramt an Sonderschulen; pausiert oder ein Urlaubssemester genommen haben die beiden trotz der neuen Verantwortung nicht. „Wenn ich mich hätte beurlauben lassen, wäre das Bafög weg gewesen, auf das wir dringend angewiesen sind“, sagt Barbara Benkert. Sie hat deshalb gleich nach der Geburt weiterstudiert und Scheine gemacht – wenn auch anfangs mit so wenig Aufwand wie möglich.

Nicht alle Studiengänge sind gleich gut geeignet

Exakte Absprachen und viel Unterstützung sind die Voraussetzung dafür, dass sich die Erfordernisse des Studiums mit den Ansprüchen eines Kindes unter einen Hut bringen lassen. „Im ersten Jahr haben wir die Betreuung abwechselnd übernommen. Während der eine an der Uni war, hat sich der andere um Jannik gekümmert“, sagt Robert Benkert. Und zum Stillen hat der Papa den Sohn mal eben zum Hörsaal gebracht. Möglich war das, weil das Sonderpädagogik-Studium relativ große Freiheiten bei der Stundenplangestaltung einräumt – ist sich Robert Benkert sicher. „Mit Medizin hätte das sicherlich nicht geklappt.“ Seit April dieses Jahres geht Jannik an vier Vormittagen in die Zwergenstube am Hubland. „Die Zwergenstube ist fantastisch. Jannik bekommt dort eine super Betreuung, passend zu unserer Vorlesungszeit“, sagen die beiden.

Die Zwergenstube ist eine Einrichtung des Familienservice der Uni Würzburg. Hier können Eltern ihre Kinder bis zu einem Alter von drei Jahren stundenweise abgeben. Betreut von einer Erzieherin, einer Kinderpflegerin und zwei Hilfskräften finden bis zu zwölf Kinder in den Räumen in der Mensa am Hubland einen Spielplatz. Das Angebot versteht sich als Ergänzung zu einer re-

gulären Betreuung in einer Krippe oder einem Kindergarten. Für Studierende ist die Betreuung kostenlos.

Regelmäßig an drei Tagen in der Woche geht auch Mika in die Zwergenstube. Ein Jahr ist er alt und macht seine Sache ziemlich gut – findet jedenfalls seine Mutter Grit Schad. Die 28-Jährige studiert im achten Semester Zahnmedizin; ihren Stundenplan frei gestalten kann sie deshalb nicht. Und ihren Mann sieht sie nur am Wochenende, weil der des Jobs wegen in der Nähe von Stuttgart lebt. Disziplin ist von der angehenden Zahnärztin gefordert, damit sie den Alltag bewältigen kann. Wenn Mika in der Zwergenstube ist, geht sie an die Uni; wenn er abends schläft, sitzt sie am Schreibtisch und lernt. Und am Wochenende jobbt sie ein paar Stunden, um sich wenigstens ab und zu eine Tagesmutter leisten zu können. „Mit Weggehen ist natürlich nichts mehr“, sagt Grit Schad. Wirklich bedauern tut sie dies anscheinend nicht: „Man hat ja mit einem Kind auch viele positive Erfahrungen.“ Mittlerweile frage sie sich sogar, was sie eigentlich früher – vor Mika – mit ihrer ganzen Zeit angefangen hat.

„Man hat ja mit einem Kind auch viele positive Erfahrungen.“

Grit Schad,
Zahnmedizinstudentin

Studierende mit Kind widmen laut DSW-Studie dem Studium pro Woche durchschnittlich 30 Stunden – etwa fünf Stunden weniger als ihre kinderlosen Kommilitonen. Die Gründe dafür lassen sich leicht benennen: Studentische Väter jobben in ihrer Freizeit mehr; studentische Mütter kümmern sich um den Nachwuchs.

Von solchen Zuständen kann Katrin Gierschick vermutlich nur träumen. Die Soziologiestudentin ist alleinerziehend, ihr Sohn Konstantin ist 15 Monate alt. „Ganz schön hart“ sei das bisweilen, sagt die 32-Jährige. Wenn Konstantin in der Krippe oder der Zwergenstube ist, bereitet sich Katrin Gierschick auf ihren Abschluss vor – demnächst will sie mit der Masterarbeit beginnen, dann stehen die Prüfungen an. Oder sie arbeitet in ihrem Hiwi-Job, den sie braucht, weil Bafög und Kinderzuschlag kaum ausreichen. Und wenn Konstantin abends schläft, kümmert sie sich um Haushalt und was sonst noch so anliegt.

Den optimalen Zeitpunkt gibt es nicht

Kein Wunder, dass ihre Tage hin und wieder „extrem anstrengend“ sind. Zum Glück hat sie auch die Erfahrung gemacht, dass ihre besondere Situation in vielen Fällen auf Kulanz stößt. Das fängt in ihrem Hiwi-Job an, wo sie sich die Zeit relativ frei einteilen kann, und endet beim Bafög, wo es besondere Regeln für studentische Eltern gibt. Auch Katrin Gierschick trauert nicht der Zeit hinterher, als sie noch ohne Kind und frei von solchen Verpflichtungen war. „Dafür habe ich etwas anderes erhalten, was alles andere ausgleicht“, sagt sie. Trotzdem hält sie das Studium für keinen guten Zeitpunkt, um eine Familie zu gründen – wegen der finanziellen Problemen und der extrem hohen Belastung. Andererseits – räumt sie ein: „Welcher Zeitpunkt ist schon optimal? Eigentlich keiner.“

„Dr. habil. Kinderlos“ – „Kinderlosigkeit unter Akademikern weitverbreitet“: Vor rund drei Jahren sorgten Schlagzeilen wie diese bundesweit für Aufsehen. Auslöser war eine Studie aus Nordrhein-Westfalen. Sie hatte gezeigt, dass von den rund 22.000 nordrhein-westfälischen Doktoranden, wissenschaftlichen Mitarbeitern, Juniorprofessoren und Habilitanden 73,1 Prozent ohne Nachwuchs waren, und zwar Frauen (78 Prozent) nahezu gleichermaßen wie Männer (70,7 Prozent). Der Überzeugung, dass viele Akademikerinnen keine Kinder bekommen, widerspricht inzwischen eine aktuelle Studie der HIS Hochschul-Informationssystem GmbH.

Sie basiert auf der Befragung von 5477 Hochschulabsolventen aus dem Jahrgang 1997. Das Ergebnis: Zum einen seien zehn Jahre nach Verlassen der Hochschule immerhin sechzig Prozent der Akademiker insgesamt selbst Eltern. Weitere wollen Kinder und haben vor, sich diesen Wunsch noch zu erfüllen. Zum anderen gebe es keinen Beweis, dass gerade Frauen, die studiert haben, Familien- und Kinderabstinenz pflegen. Im Gegenteil hätten 62 Prozent der Akademikerinnen zehn Jahre nach ihrem Studium Kinder; der Anteil liege damit sogar um etwa vier Prozent höher als bei vergleichbaren Männern.

An der Fakultät für Mathematik und Informatik der Universität Würzburg scheint es keine „akademischen Nachwuchsorgen“ zu geben. Diana und Michael Tichy fallen jedenfalls eine ganze Menge Namen ein von wissenschaftlichen Mitarbeitern, die Kinder haben. Die beiden gehen ebenfalls mit gutem Beispiel voran: Vor fünf Monaten wurden sie Eltern von Julius, und das obwohl beide zurzeit an ihrer

Doktorarbeit sitzen. „Wir haben uns die 14 Monate Elternzeit so aufgeteilt, dass für alle Beteiligten das Optimum rauskommt“, sagt Diana Tichy. „Optimum“ heißt: Einer ist immer für Julius da, während der andere arbeitet. Und gemeinsam sorgen sie dafür, dass sie trotzdem ihren Lehrverpflichtungen nachkommen.

Zwölf Krippenplätze für Kinder von Wissenschaftlerinnen

Zwei Doktoranden und ein Kind: kann das gut gehen? „Momentan läuft es bei uns sehr gut“, sagt Michael Tichy. Zwei nah beieinander liegende Arbeitsplätze, flexible Arbeitszeiten, hilfreiche Freunde und gute Betreuungsangebote der Uni machen das „Abenteuer Kind“ lebbar. Dazu trägt auch die Aussicht auf einen Krippenplatz bei, den Julius ab September zugesagt bekommen hat. Seit Sommer 2005 gibt es im Kinderhaus St. Johannis am Rennweger Ring zwölf Krippenplätze, die ausschließlich für Kinder von Wissenschaftlerinnen der Universität und Beschäftigten des Klinikums zur Verfügung stehen; „ein fantas-

tisches Angebot“, wie Diana Tichy findet. Wobei sie jedoch einräumt: „Zwölf Plätze sind eigentlich gar nichts.“

Fühlen sich die beiden Mathematiker von der Universität Würzburg eigentlich gut unterstützt im Versuch, Kind und Karriere gemeinsam zu packen? Ja! Fühlen sie sich auch gut verstanden mit ihren Problemen? Nein! „Viele können sich nicht vorstellen, was es bedeutet, ein Kind und damit zwar jede Menge an Verpflichtungen und Unannehmlichkeiten zu haben, aber zu allererst eine Menge bisher unbekannte, bereichernde Freude“, sagt Diana Tichy. Insofern komme sie sich bisweilen vor wie ein doppelter Exot: Frau in der Mathematik und dann auch noch mit Kind. Fünf Monate Elternschaft reichen vermutlich nicht aus für eine Antwort auf die Frage nach dem idealen Zeitpunkt. Wahrscheinlich lautet das Urteil der beiden auch deshalb: „Das muss jeder für sich entscheiden.“ Vor- und Nachteile gebe es zu jedem Zeitpunkt; da komme es eben auf die Gewichtung an. Für sie gilt jedenfalls: „Im Moment ist es gut so.“

Gunmar Bartsch

Im Rahmen seiner 18. Sozialerhebung hat das Deutsche Studentenwerk (DSW) mit einem gesonderten Fragebogen die Situation von Studierenden mit Kindern untersucht. In die Auswertung wurden ausschließlich Studierende aufgenommen, deren jüngstes Kind bis einschließlich 15 Jahre alt ist. Dazu gehören fünf Prozent der Studierenden. Insgesamt haben sich 885 Studierende mit Kind daran beteiligt. Eine Auswahl der Ergebnisse:

Der Anteil an Studierenden mit Kind liegt seit Jahren relativ konstant zwischen sechs und sieben Prozent. Im Sommersemester 2006 hatten sieben Prozent aller Studierenden (mindestens) ein Kind. Damit waren – hochgerechnet auf alle Studierenden – an den Hochschulen etwa 123.000 Studierende mit Kind immatrikuliert, darunter 67.000 Frauen und 56.000 Männer.

Studierende, die ihr Erststudium mit Kind absolvieren, sind im Durchschnitt 30 Jahre alt. Etwa ein Viertel hatte bereits zu Studienbeginn ein Kind, Frauen deutlich häufiger als Männer (32 gegen 17 Prozent).

Studierende mit Kind haben überdurchschnittlich häufig schon einmal das Studium unterbrochen, den Studiengang und / oder die Hochschule gewechselt. Studentinnen unterbrechen das Studium in erster Linie aus Gründen der Schwangerschaft und Kinderbetreuung. Relativ viele Studierende müssen zwischenzeitlich in einem Umfang erwerbstätig sein, der sich nicht mehr mit dem Studium verträgt.

In den alten Ländern gibt es nach wie vor anteilig weniger Studierende mit Kind als in den neuen.

Mehr als zwei Drittel der Studierenden mit Kind im Erststudium sind Eltern eines einzelnen Kindes. Die durchschnittliche Kinderzahl liegt bei 1,4.

Fast die Hälfte aller Kinder von Studierenden ist bis zu drei Jahre alt. Mehr als jedes fünfte Kind ist zwischen vier und sechs Jahre alt (22 Prozent), und reichlich ein Viertel ist im schulpflichtigen Alter (27 Prozent).

Jeder zweite Studierende mit Kind ist verheiratet, mehr als ein Drittel hat eine feste Partnerschaft. Etwa jeder sechste Studierende mit Kind ist alleinerziehend (15 Prozent), Frauen deutlich häufiger (23 Prozent). Von ihnen haben jedoch 40 Prozent eine feste Partnerschaft.



FAMILIEN LEBEN AN DER UNI

Mika Schads Familienleben ist ganz schön kompliziert. Seine Mutter Grit studiert in Würzburg Zahnmedizin und hat sich nach seiner Geburt ein halbes Jahr lang ausschließlich um ihn gekümmert. Die nächsten sechs Monate war sein Vater dran, der in der Nähe von Stuttgart lebt und arbeitet und dafür in Elternzeit gegangen ist. Und jetzt ist wieder Grit in erster Linie für ihn verantwortlich. Damit sie trotzdem weiter studieren

kann, geht Mika drei Mal pro Woche in die Zwergenstube – und hin und wieder zur Tagesmutter. Ist er jetzt trotzdem oder gerade deswegen ein „entspannter, fröhlicher Kerl“, wie seine Mutter sagt? Wer kann das schon entscheiden? Auf alle Fälle geht Mika abends um Acht ins Bett und schläft durch bis morgens um Sechs – was Grit Schad die Gelegenheit gibt, in aller Ruhe zu lernen. Ernsthaft krank war er glücklicherweise auch noch nie. Vielleicht spürt

er ja, dass er damit das Familienleben-Modell ins Wanken bringen würde. Im Zahnmedizin-Studium kann man schließlich nicht mal so eben drei Wochen fehlen. Aber vielleicht reizt ihn ja auch die Aussicht auf ein Geschwisterchen. Das könnte, wenn es nach der Mutter geht, gerne im Anschluss an das Studium kommen. Das Geld für die Betreuung möchte sie dann als Assistenzärztin verdienen.

Gunnar Bartsch

SCHRÄGBLICK

Gleiche Chancen für Frauen und Männer in der Wissenschaft: Für dieses Ziel setzen sich an den bayerischen Universitäten seit 20 Jahren die Frauenbeauftragten ein. Mindestens seit ebenso langer Zeit toben in vielen Zeitungsredaktionen Abwehrkämpfe: Sie richten sich gegen Bestrebungen, in Presstexten die Verwendung der männlichen und weiblichen Wortformen oder wenigstens geschlechtsneutrale Formulierungen zu erzwingen.

Solchen Kämpfen steht die Redaktion von *Blick* völlig verständnislos gegenüber. Wir schreiben schon seit langem nicht mehr von „Studenten“ – denn damit würden wir ignorieren, dass fast 60 Prozent der immatrikulierten Personen an der Uni Würzburg Frauen sind. Also berichten wir mit geschlechtsneutralen Worten. Über unsere „Studierenden“. Ganz selten mal auch über unsere „Studentinnen und Studenten“. Noch seltener über „immatrikulierte Personen“, denn das hört sich stark nach Menschen an, die von dunklen Obsessionen geplagt werden.

Studierende: Richtig gut gefällt uns dieses Wort! Peinlich ist es allerdings, dass immer wieder auch weibliche Studierende – oh pardon, gemeint sind natürlich Studentinnen! – bei der Redaktion nachfragen, warum wir eigentlich dieses komische Wort „Studierende“ nehmen. Warum wir nicht Studenten schreiben, so wie man es auch im Alltag sagt. Na aber! Da sind wohl welche nicht auf der Höhe der Zeit?

Sorge bereitet uns das Gegenstück zu den Studierenden: die Lehrenden. Wie geschraubt sich das anhört! Sprechen Sie das doch mal laut vor sich hin: die Lehrenden. Merken Sie, wie Sie dabei in ein arrogantes Genäsel verfallen? Eine Alternative muss her. Dozierende? Wer „Doz“ sagen muss, kann nicht näseln. Unterrichtende? Auch nicht gut, klingt sehr nach Schulschluss. Eine richtig gute Lösung fehlt bislang. Dozentinnen und Dozenten? Leider allzu sperrig für den Dauergebrauch.

Wo wir schon bei **-en** und **-innen** sind:

Hin und wieder landen in der Redaktion Texte, deren Autorinnen oder Autoren es sich in vorbildhafter Weise vorgenommen haben, die Sache mit der Gleichbehandlung konsequent durchzuziehen: „40 Schülerinnen und Schüler waren mit drei Lehrerinnen und Lehrern zu Gast an

der Universität, um sich von den Forscherinnen und Forschern Neues aus der Wissenschaft zeigen zu lassen.

Den Schülerinnen und Schülern gefielen die Ausführungen der Referentinnen und Referenten sehr gut, und auch die Lehrerinnen und Lehrer waren begeistert. Am Ende kamen die Studentinnen und Studenten der Fachschaft hinzu, um den Schülerinnen und Schülern sowie den Lehrerinnen und Lehrern zu erzählen, wie spannend das Studium ist.“

Macht es nicht Freude, solche Berichte zu lesen? Aber wir wären keine echten Schreibenden, wenn wir auch bei dieser schönen Sache nicht das

Negative in den Vordergrund kehren würden. Denn all diese Berichte bergen ein großes Ärgernis: Noch NIE hat es eine der Autorinnen oder einer der Autoren geschafft, den guten Stil durchzuhalten. Spätestens im dritten Absatz kommt es zur Entgleisung – etwa so: „...alle Schüler gingen ins Labor.“ Und was war mit den Schülerinnen? Durften die etwa nicht mit hinein? Das fragen die Leserinnen und Leser in diesem Fall zu Recht.

ProfessorInnen – welch zauberhaftes Konstrukt! Ersonnen wurde es nicht etwa in einem Gentechniklabor, sondern in den Denkstuben der frühen emanzipatorischen Bewegung. Der elegante Einschub **-Inn-** lässt gleichermaßen Männlein wie Weiblein durchscheinen. Doch leider ist das große **Iiih** aus der Mode gekommen. Dabei wäre es nötiger als je zuvor. Denn es helfe Irrungen vermeiden, wie sie in Schriftstücken immer wieder auftauchen: „20 Prozent aller Professoren sind weiblichen Geschlechts.“ Das heißt: 20 Prozent dieser Herren sind in Wahrheit Damen – von wegen Muff unter den Talaren!

Andersrum geht's übrigens auch, wie jüngst in einer Beilage der Süddeutschen Zeitung zu lesen war: „Mehr als 50 Prozent der Hochschulabsolventinnen sind weiblich.“ Und der Rest? Pseudohermaphroditinnen? Ein klarer Fall fürs Diversity Management – oder

für das große **Iiih**! Denn mit dem wäre alles klar: „Mehr als 50 Prozent der HochschulabsolventInnen sind weiblich.“ Sauberer in der Formulierung, meine Damen und Herren, geht's nun wirklich nicht!

Roberta Emmerlch



Wer kennt sich aus mit Gleichstellung? Die Fragen sollten anhand der Artikel im Heft und mit Hilfe des Internet leicht zu beantworten sein.

Als **Preise** hat die Buchhandlung Schöningh drei Büchergutscheine im Wert von 20, 15 und 10 Euro ausgelobt. Sie werden unter den Teilnehmern verlost, die die richtige Antwort einsenden.

Lösung aus *Blick* 2/2009: 190.000

FRAGE ZEICHEN

1

Wie hieß die erste Wissenschaftlerin, die offiziell an der Uni Würzburg forschen durfte?

- Z) Emmy Noether
- F) Marcella O'Grady
- M) Marie Curie

2

Aus welchem Land stammt der erste schwangere Mann?

- P) Japan
- R) USA
- M) Korea

3

Wie viele der Studierenden in Deutschland erziehen Kinder?

- U) Ein Prozent
- E) Drei Prozent
- A) Sieben Prozent

4

Urinella: Was ist das?

- O) ein unscheinbares Mädchen
- U) Hilfsvorrichtung für Frauen zum Urinieren im Stehen
- M) eine Halbfettmargarine

5

Welcher Mediziner meinte, Frauen sollten höchstens Krankenschwestern sein, nicht aber Ärztinnen?

- L) Doug Ross
- E) Theodor von Bischoff
- C) Klaus Brinkmann

6

Wann durften Frauen in Bayern erstmals studieren?

- I) 1806
- N) 1903
- H) 1968

Schreiben Sie die Lösungsbuchstaben, von 1 nach 6 gelesen, auf und schicken Sie das Lösungswort per E-Mail an die Stabsstelle Öffentlichkeitsarbeit der Universität Würzburg:

presse@zv.uni-wuerzburg.de

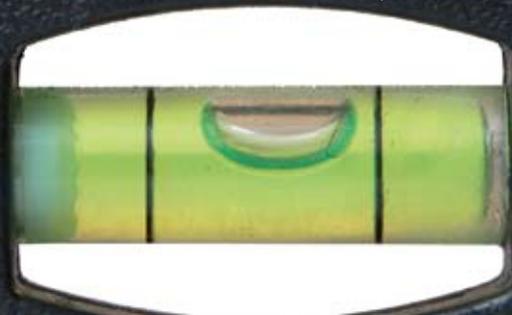
Betr.: Rätsel

.....

Einsendeschluss: **11. September 2009**. Mitarbeiter der Stabsstelle und ihre Angehörigen dürfen nicht teilnehmen. Viel Glück!



(Fotos Reinhard Grimm / Thommy Weiss / Pixelio.de)





Vera Krane sucht nach Hinweisen, die Auskunft darüber geben können, ob einem dialysepflichtigen Diabetiker ein Herzinfarkt oder Schlaganfall droht. (Foto Gunnar Bartsch)

Risikoverräter gesucht

Dialysepflichtige Diabetespatienten tragen ein hohes Risiko in sich, einen Herzinfarkt oder Schlaganfall zu erleiden. Mediziner suchen deshalb nach geeigneten Alarmsignalen.

Etwa jeder zehnte Deutsche ist nach Aussagen neuester Untersuchungen nierenkrank – insgesamt sind rund acht Millionen Menschen davon betroffen. Nur bei einem kleinen Anteil von ihnen versagen die Nieren im Laufe der Krankheit völlig den Dienst. Trotzdem: Rund 66.500 Patienten in Deutschland waren Ende 2006 dialysepflichtig. Ihre Zahl steigt allerdings seit Jahren kontinuierlich an; besonders jenseits der 65 ist der Zuwachs überproportional stark. Die Ursachen sind eindeutig: Unter den Patienten, die im Jahr 2006 eine Dialyse begannen, war an erster Stelle Diabetes der Auslöser für das Nierenversagen. Wobei der so genannte Altersdiabetes, der Typ 2 Diabetes, für

etwa ein Drittel aller Fälle verantwortlich war.

Je schlechter die Niere arbeitet, desto größer ist die Gefahr

Vera Krane kennt die Schicksale dieser Patienten nur zu gut. Die Ärztin ist Spezialistin für Nierenkrankheiten und arbeitet in der Medizinischen Klinik I des Würzburger Universitätsklinikums in der Abteilung für Nephrologie bei Professor Christoph Wanner. Krane behandelt allerdings nicht nur Patienten – momentan steht diese Tätigkeit sogar eher im Hintergrund. Krane forscht an neuen Therapien und an neuen Diagnosemöglichkeiten, die den nierenkranken Patienten zu einem längeren Leben verhelfen sollen.

„Je schlechter die Niere arbeitet, desto größer ist die Gefahr, dass die Betroffenen einen Herzinfarkt oder Schlaganfall erleiden“, erklärt Krane. Patienten, die zur Dialyse müssen, zählen deshalb zum „Hochrisikokollektiv“. Die Gefahr, dass sie beispielsweise einen Herzinfarkt erleiden, ist im Vergleich zu einem gleichaltrigen Gesunden mehr als zehnmal so hoch. Kein Wunder, dass Mediziner weltweit nach Möglichkeiten suchen, dieses Risiko zu minimieren.

Eine vielversprechende Variante zeichnete sich vor etwas mehr als zehn Jahren ab: Damals hatten Studien klar nachgewiesen, dass bestimmte Medikamente – die so genannten Statine – in der Lage sind, bei regelmäßiger

Einnahme den Cholesterinspiegel im Blut zu senken und damit das Risiko einer Herz-Kreislauf-Erkrankung zu verringern. „Unabhängig davon, wie hoch der ursprüngliche Wert ist: Statine verringern das relative Risiko, einen Herzinfarkt zu erleiden, in etwa um 20 Prozent, wenn sie das LDL-Cholesterin im Blut über fünf Jahre um 40 Milligramm je Deziliter senken“, sagt die Medizinerin. Ein verlockender Befund für die Pharmaindustrie, die ihr Medikament angesichts dieses Ergebnisses am liebsten allen Menschen zur täglichen Gabe verschrieben hätte.

Große Enttäuschung nach jahrelanger Forschung

Aber auch ein viel versprechender Ansatz für die Nierenspezialisten: Wenn selbst unter Gesunden Statine die Häufigkeit von Herz-Kreislauf-Erkrankungen deutlich vermindern, wie segensreich muss ihr Einsatz dann erst in einer Bevölkerungsgruppe sein, deren Risiko dramatisch erhöht ist? Um diese Frage zu klären, wurde im Jahr 1998 die so genannte 4D-Studie – eine Kurzform von „Die Deutsche Diabetes Dialyse“-Studie – ins Leben gerufen. Zusammen mit 178 Dialysezentren in ganz Deutschland haben die Mediziner insgesamt 1255 Patienten in ihre Untersuchung einbezogen. Während die eine Hälfte der Teilnehmer, die per Zufall ausgesucht worden war, ein Placebo erhielt, bekam die andere Hälfte täglich 20 Milligramm eines Statins verabreicht. „Wir haben alle gedacht, dies wäre eine hervorragende Therapie. Schließlich hatten die Statine schon vorher ihre Wirksamkeit bewiesen“, schildert Vera Krane die Erwartungen an den Versuch.

Umso deprimierender fiel das Ergebnis aus: Über den Beobachtungszeitraum von vier Jahren sank zwar der Cholesterinspiegel in der Gruppe der Statin-Einnehmer im Mittel um 42 Prozent, im Vergleich zu nur 1,3 Prozent in der Gruppe der Placebo-Patienten. Allerdings änderte sich so gut wie nichts an der Zahl der Todesfälle und Herzinfarkte. „Das war eine Riesenttäuschung für alle Beteiligten“, erinnert sich Vera Krane.

Von dem Thema abgesehen hat Krane deshalb trotzdem nicht. Zurzeit forscht sie an Möglichkeiten, wie

Ärzte frühzeitig erkennen können, ob ein Dialysepatient ein besonders hohes Risiko hat, einen Herzinfarkt oder einen Schlaganfall zu erleiden. „Detektion neuer Biomarker für Tod, Tod an kardiovaskulären Erkrankungen und Tod an Infektionserkrankungen in der Studienpopulation der 4D-Studie mittels Proteomanalyse“, lautet der Titel des aktuellen Forschungsprojekts, das die Else Kröner-Fresenius-Stiftung mit 55.000 Euro unterstützt.

Mehr als 20.000 Blutserumproben stehen Krane und ihren Helfern dafür zur Verfügung. Sie wurden den Teilnehmern der 4D-Studie über die Jahre hinweg entnommen und lagern jetzt tiefgekühlt im Uniklinikum. In den kommenden Monaten sollen sie im Labor nochmals intensiv untersucht werden. Ein Biomarker, der sich möglicherweise als Warnsignal eignen könnte, sind Heparin-induzierte Antikörper. „Damit das Blut während der Dialyse nicht gerinnt, bekommen die Patienten das Anti-Gerinnungsmittel Heparin verabreicht“, erklärt Krane. Sollten Patienten im Laufe der Zeit Antikörper gegen das Medikament entwickeln, könnten diese ihrerseits Zellen aktivieren, die bei der Gerinnung eine wichtige Rolle spielen. Die Folge: Ein Blutgerinnsel entsteht, das verstopft ein Gefäß und verursacht somit beispielsweise einen Schlaganfall.

Ungezielte Suche in 20.000 Blutproben

Ein anderer Stoff, der sich zur Vorhersage anbieten könnte, ist das NTproBNP. „Dieser Stoff wird im Körper vermehrt freigesetzt, wenn Muskelzellen des Herzens übermäßig gedehnt werden“, sagt Krane. Bei Dialysepatienten kommt das häufiger vor, da sie über die Nieren keine Flüssigkeit mehr ausscheiden können und deshalb zwischen zwei Blutwäschen Volumen im Körper einlagern. Sollte sich tatsächlich ein Zusammenhang zwischen Herztod und Zelldehnung finden, würde sich hier möglicherweise auch die Chance für eine Therapie bieten: „Man müsste untersuchen, ob es den Patienten etwas bringt, wenn sie ihr Gewicht reduzieren“, erklärt die Ärztin.

Ein weiterer Marker könnte sich in den Aufzeichnungen des Herzschlags

der 4D-Studienteilnehmer verstecken, in den EKGs. „Immerhin liegt ja der Verdacht nahe, dass sich die ständigen Volumenschwankungen und Veränderungen im Salzhaushalt, die sich als Folge der Dialyse ergeben, im EKG bemerkbar machen“, sagt Krane. Und vielleicht findet sich deshalb dort der so dringend gesuchte Fingerzeig auf den drohenden Infarkt.

Damit den Wissenschaftlern bei der Suche nach möglichen Hinweisen auf eine kurz bevorstehende Herz-Kreislauf-Erkrankung bei Dialysepatienten nicht etwa ein Signal entgeht, weil sie daran gar nicht gedacht haben, werden sie in ihrem aktuellen Projekt die Serumproben mit Hilfe der Proteomanalyse ganz ungezielt untersuchen. Dabei werden sozusagen sämtliche in der Probe vorhandenen Proteine gezählt und in einem Diagramm dargestellt. „Sollte sich dort ein Zusammenhang zwischen bestimmten Ereignissen und konkreten Spitzen in der Kurve zeigen, muss man nachforschen, welches Eiweiß hinter dem jeweiligen Peak steckt“, erklärt Krane.

Neue Studie mit 18.000 Teilnehmern ist in Vorbereitung

Der Suche nach Parametern, die sich zur Vorhersage schwerer Erkrankungen bei Nierenkranken eignen, dient auch eine weitere Studie, die Krane und Wanner momentan vorbereiten. An ihr sollen insgesamt 18.000 Patienten teilnehmen. Und dabei geht es nicht nur um Proteine im Blut oder Zacken im EKG.

„Wir erfassen nicht nur Daten wie Alter, Geschlecht und Abstammung der Teilnehmer“, erklärt Krane. In der umfangreichen Tabelle finden sich Fragen nach Blutdruck, Brust-, Bauch- und Hüftumfang und vieles andere mehr. Gut möglich, dass am Ende nicht ein einzelner Wert da steht, der in Zukunft Ärzte alarmieren sollte. „Wahrscheinlicher ist, dass es sich um eine Kombination verschiedener Marker handelt, die uns weiterhilft“, hofft Krane. Wenn das erreicht ist, können die Mediziner den nächsten Schritt in Angriff nehmen: die Suche nach einer geeigneten Interventionsstrategie. Schließlich, so Krane, ist ja das Ziel, dass es den Menschen besser geht.

Gunnar Bartsch

Hund hunt

Zur gegenseitigen Befruchtung

In einem neuen Forschungsprojekt der Universität Würzburg arbeiten Sprachwissenschaftler, Informatiker und Bioinformatiker zusammen. Ihre Idee: Wenn sich Sprachen ähnlich wie Arten entwickeln, müssten sich die Arbeitsmethoden aus allen drei Bereichen gemeinsam nutzen lassen.

Die Idee klingt verlockend: So, wie sämtliche Lebewesen einen gemeinsamen Vorfahren haben, lassen sich auch Sprachen auf einen Ursprung zurückführen. Dann sollten die Gesetze der Evolution nicht nur für Bakterien, Blumen, Bienen, sondern auch für Wörter, Sätze und Sprachen gelten.

Parallelen lassen sich in hinreichender Zahl finden: Während die Sprachwissenschaftler zwischen zehn und 80 grundlegende Lautsystemeinheiten der Sprache kennen, so genannte Phoneme, zählen die Biologen 20 Aminosäuren als elementare Bausteine des Lebens. Den geschätzten 5000 bis 10.000 übergeordneten Einheiten in der Sprache, den Bedeutung tragenden Einheiten, entsprechen in der Biologie die so genannten Domänen, längere Ketten von Aminosäuren, die bestimmte Funktionen erfüllen. Von ihnen soll es ebenfalls um die 5000 geben. Und den vermuteten 100.000 Proteinen stehen über den Daumen gepeilt Wörter in gleicher Anzahl gegenüber – lässt man zusammengesetzte Konstrukte wie die „Donaudampfschiffahrtskapitänswitwe“

mal außen vor.

Selbst auf anderen Ebenen lassen sich Analogien zwischen Sprach- und Artentwicklung erkennen: Die Verwandtschaft des Italienischen mit dem Französischen entspräche in etwa der von Löwe und Tiger. Unterschiedliche Hunderassen: Sie wären vergleichbar mit Dialekten wie Schwäbisch, Bairisch oder Sächsisch. Tatsächlich kann man sowohl für Sprachen als auch Lebewesen Stammbäume zeichnen, die sich verblüffend ähnlich sehen.

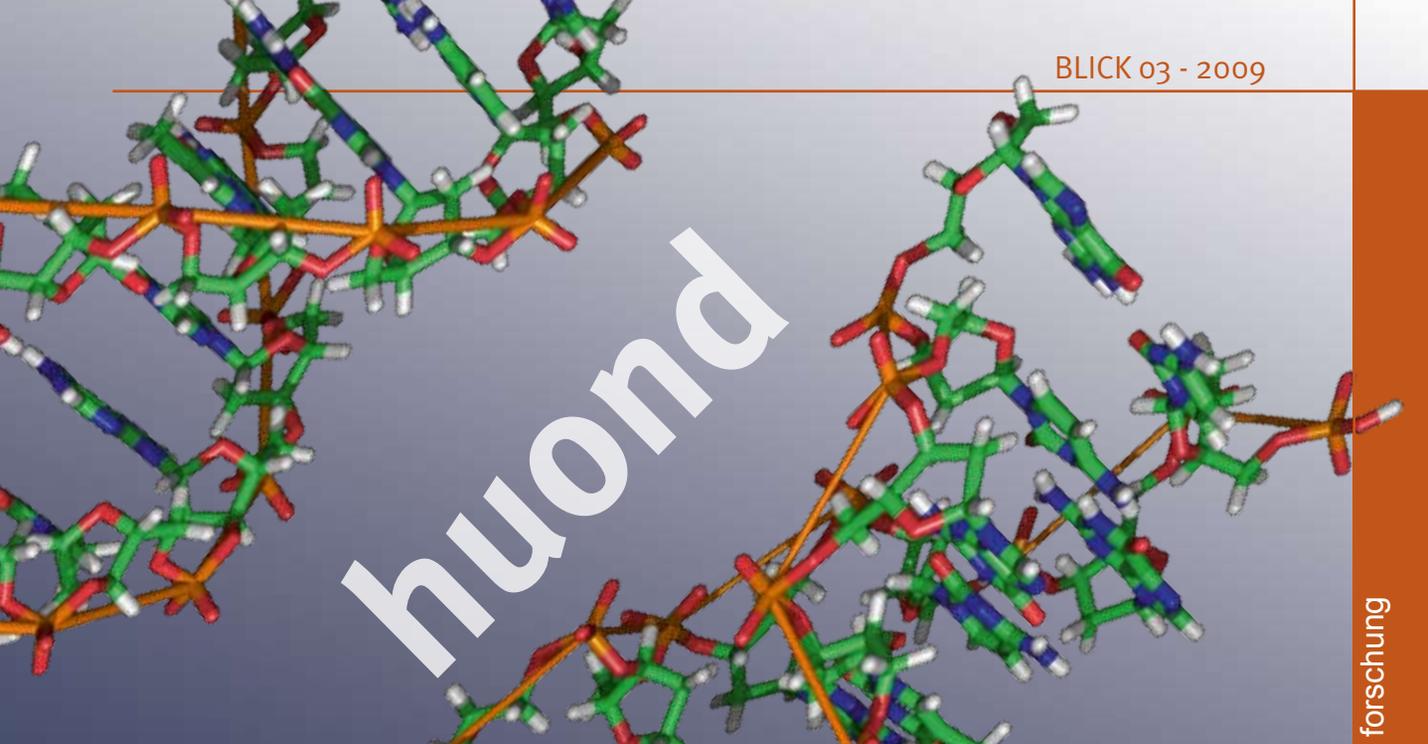
Schon Darwin vermutete Parallelen zwischen Arten und Sprachen

Wenn diese Ähnlichkeit zwischen zwei so unterschiedlichen Fachgebieten tatsächlich existiert: Sollten sich dann nicht die Verfahren, mit denen Biologen ihre gewaltigen Datenmengen verarbeiten und verwalten, und die Methoden, mit denen Sprachwissenschaftler Verwandtschaftsbeziehungen und historische Entwicklungen aufspüren, wechselseitig nutzen lassen? Zum gegenseitigen Vorteil aller Beteiligten? Etwas in der Art probiert ein neues

Forschungsprojekt an der Universität Würzburg. Daran beteiligt sind Sprachwissenschaftler, Informatiker und Bioinformatiker.

„Die Idee ist ja nicht neu: Schon Darwin hat vor 150 Jahren vermutet, dass sich Sprachen ähnlich entwickeln wie Arten. Wir wollen das jetzt genauer untersuchen“, sagt Jörg Schultz, Professor am Lehrstuhl für Bioinformatik der Universität Würzburg. Dabei gehe es allerdings nicht um Organismen und Populationen. Der Biowissenschaftler will auf molekularer Ebene tätig werden und Gene, Gensequenzen und Genome in das Projekt mit einbeziehen. Von der Zusammenarbeit mit den Geisteswissenschaftlern verspricht sich Schultz Erkenntnisse, die er auch in seiner Arbeit nutzen kann. „Gensequenzen, Aminosäuren, Proteine: Wir haben in den vergangenen Jahren einen gewaltigen Berg an Daten gesammelt“, sagt Schultz.

Das Problem dabei bringt Dietmar Seipel, Professor am Lehrstuhl für Informatik I der Universität Würzburg, auf den Punkt: „We are drowning in



huond

data, but starving for knowledge“. Bei der Suche nach diesem Wissen können sich Bioinformatiker, Informatiker und Sprachwissenschaftler gegenseitig befruchten. Die Informatiker und die Bioinformatiker verfügen über Methoden zur Auswertung und Interpretation von solchen Massendaten. „Die Informatik arbeitet seit Langem an Methoden zum Auffinden von Mustern und Regelmäßigkeiten in großen Datenmengen, dem sogenannten Data Mining. Außerdem wurden bereits Methoden untersucht, um Daten aus unterschiedlichen Quellen beziehungsweise Bereichen aufeinander abzubilden, das sogenannte *Ontology Alignment*“, so Seipel. Und wenn denn tatsächlich die Parallelen zwischen der Entstehung der Arten und der Sprachen so groß wie erhofft sind, dann könnten das Wissen der Sprachforscher und die Methoden der Bioinformatiker und Informatiker vielleicht sogar einen Blick in die Vergangenheit der Arten ermöglichen. Hier kommt Werner Wegstein ins Spiel. Wegstein war von 1975 an am Aufbau der neuen sprachwissenschaftlichen Abteilung am Institut für deutsche Philologie beteiligt. Sein Interesse am Einsatz von Computern und Methoden der Informatik in der Sprachwissenschaft zeigte sich schon in seiner Habilitationsschrift; die drehte sich um „Texte im Datennetz. Bausteine zu einer computergestützten Philologie“. Von 2003 bis 2008 hatte Wegstein die Professur für EDV-Philologie inne.

Aber wie kann der Sprachwissenschaftler Einsichten des Biologen stützen?

„Es gibt gute Gründe dafür, anzunehmen, dass der gemeinsame Vorfahre der indogermanischen Sprachen vor etwa 6000 Jahren relativ einheitlich war. Daraus hat sich in der Zeit danach die Familie indogermanischer Sprachen entwickelt, die man heute auf einem Großteil der Erde spricht“, sagt Wegstein. Anders ausgedrückt: Innerhalb von gerade einmal 200 bis 300 Generationen hat sich aus einer Ursprungssprache die heutige Vielfalt indogermanischer Sprachen entwickelt, mit zahlreichen Unterfamilien wie beispielsweise den keltischen und germanischen Sprachen im Westen und Norden, den italischen und romanischen Sprachen im Süden, den baltischen und slawischen Sprachen im Osten und weit im Fernen Osten die große Familie der indo-iranischen Sprachen. Der Sprachwandel beweist also eine hohe Dynamik. Für die germanischen Sprachen, genauer für das Deutsche, lässt er sich zudem über die vergangenen rund 1000 Jahre einigermaßen zurückverfolgen, da es aus dieser Zeit hinreichend schriftliche Zeugnisse gibt.

Hilfe beim Blick in die Vergangenheit

Und was bedeutet das für die Biologie? „Wenn die Sprachwissenschaft innerhalb eines Zeitraums von 6000 Jahren die Entwicklung der letzten 1000 überblicken kann, und wenn man davon

ausgeht, dass Sprachen und Arten sich auf ähnliche Weise entwickeln, heißt das in unseren Dimensionen beispielsweise: Der gemeinsame Vorfahre von Mensch und Maus hat vor rund 60 Millionen Jahren gelebt. Mit dem Wissen der Sprachwissenschaftler könnten wir also Schlüsse über die vergangenen zehn Millionen Jahre ziehen“, erklärt Jörg Schultz.

Oder konkreter: Die Bioinformatik ist nicht in der Lage, einen Blick in die Vergangenheit zu werfen – gut erhaltenes Erbmaterial aus der Zeit der Dinosaurier gibt es nur in *Jurassic Park*, nicht aber in der Realität. Bioinformatiker können die Historie nur extrapolieren und sind dann nicht in der Lage zu überprüfen, ob die Vergangenheit tatsächlich so ausgesehen hat, wie sie sich das vorstellen. Die Hilfe der Sprachwissenschaft funktioniert so: „Linguisten könnten die Methoden, mit denen wir arbeiten, auf heutige Texte anwenden und das Ergebnis mit realen Beispielen aus der Vergangenheit vergleichen“, erklärt Schultz. Stimmt das Ergebnis wäre dies zumindest ein wichtiges Indiz dafür, dass die bioinformatischen Methoden so ganz falsch nicht sein können.

Umgekehrt erwachsen natürlich auch den Sprachwissenschaftlern Vorteile aus der Zusammenarbeit: Sie bringen ihre Daten jetzt in eine elektronisch auswertbare Form und können dann etablierte bioinformatische Methoden auf diese Daten anwenden. Das ist die Schnittstelle des Projekts, an der Esther

Ratsch, Diplom-Biologin am Institut für Bioinformatik, zur Zeit arbeitet: eine Ontologie, in der die Analysestrukturen der Sprachwissenschaft mit denen der Bioinformatik in Beziehung gesetzt werden. „Wenn es tatsächlich vergleichbare Mechanismen sind, die die Evolution und die Sprachentwicklung treiben, sollten wir auf diesem Weg in den sprachwissenschaftlichen Daten Muster finden, die die Linguisten selbst noch nicht entdeckt haben“, hofft Jörg Schultz.

Geistes- und Naturwissenschaft miteinander kombinieren

Und welche Rolle spielen die Informatiker in diesem Forschungsprojekt? „Die Informatik arbeitet an Methoden zur Sprachverarbeitung, sowie an Techniken zur Verwaltung von großen Datenmengen und zur Erkennung von Mustern und Zusammenhängen in diesen Datenmengen“, erklärt Dietmar Seipel. Diese Methoden und Techniken sollen im Laufe des Projektes auf die sprachwissenschaftlichen Daten angewendet und bei Bedarf erweitert und verallgemeinert werden, um der Datenflut Herr zu werden. Nach der Aufbereitung der sprachwissenschaftlichen Daten wird die Informatik auch versuchen einen Beitrag zur Gegenüberstellung der sprachlichen und biologischen Begriffe, dem „Alignment der Ontologien“, zu leisten.

Auslöser der ungewöhnlichen Zusammenarbeit in dem Projekt mit dem umfänglichen Titel „Wechselwirkungen zwischen linguistischen und bioinformatischen Verfahren, Methoden und Algorithmen: Modellierung und Abbildung von Varianz in Sprache und Genomen“ war ein Aufruf des Bundesforschungsministeriums: Dort waren förderungswürdige Projekte gesucht, die Geistes- und Naturwissenschaften miteinander kombinieren und in Wechselwirkung zueinander setzen. Ein Aufruf ganz nach dem Geschmack von Werner Wegstein. Der stand mit den Informatikern eh schon in regem Kontakt; und sowohl für den Informatiker wie für den Sprachwissenschaftler war die Bioinformatik der ideale Forschungspartner aus dem Bereich der Naturwissenschaften. Die Idee von ähnlichen Entwicklungen bei Sprache und Arten hatten die Beteiligten schon

öfter diskutiert.

Als weitere Forschungspartner brachten die Wissenschaftler am Kompetenzzentrum für elektronische Erschließungs- und Publikationsverfahren in den Geisteswissenschaften der Universität Trier eine Fülle historischer Wörterbuchdaten in das Projekt mit ein, und das Institut für Deutsche Sprache in Mannheim steuerte die gegenwärtigen sprachlichen Wortschatzdaten bei. Mit Erfolg: „Von mehr als 60 Gruppen, die sich beworben hatten, kamen 13 ins Auswahlverfahren und wurden zur Präsentation nach Bonn eingeladen. Unser Projekt wurde als eines von acht Projekten als förderungswürdig eingestuft“, sagt Wegstein.

„We are drowning in data, but starving for knowledge“

Dietmar Seipel

Was jetzt geschieht, klingt nach viel Fleißarbeit. „Damit wir Wörter mit biologischen Strukturen vergleichen können, brauchen wir zunächst eine adäquate Datenbank sprachlicher Strukturen“, erklärt Esther Ratsch. Oder, in der Fachsprache: eine Metalemmaliste. Eine solche Liste dient den Sprachwissenschaftlern quasi als Steinbruch; dort sollen sie einmal sämtliche Grundbausteine der deutschen Sprache finden können. Als Ausgangsmaterial dienen zunächst die 30.000 häufigsten Wörter des Standarddeutschen aus einer Datensammlung von rund 3,5 Milliarden Wörtern. Diese sollen dann in einer Datenbank mit historischen und mit Dialektwörterbüchern verknüpft werden. „Damit erhalten wir eine Art dreidimensionalen Zugang zum Wortschatz, sowohl in der Zeit als auch in der Fläche“, erläutert Wegstein. Wie diese Verknüpfung geht? Wal-Mart hat's vorgemacht. „Die Supermarktkette hatte als Erster die Idee, die Waren-

körbe ihrer Kunden zu analysieren“, erklärt Christian Schneider, Informatiker und Doktorand in dem Projekt. Aus der Erkenntnis, dass Kunden, die Windeln kaufen, häufig auch Bier und Chips mitnehmen, entstand die Idee, diese Produkte möglichst nah beieinander zu platzieren. „Das waren die Anfänge des so genannten Data Minings, einer Technik, mit der wir jetzt die Sprachentwicklung zu erfassen versuchen“, ergänzt Dietmar Seipel. Mit dem Unterschied, dass es dabei nicht um die Beziehung von Knabbersachen und Babybedarf geht, sondern um die Beziehungen zwischen dem mittelhochdeutschen „Hunt“, dem lothringischen „Hond“ und dem neuhochdeutschen „Hund“. „Vereinfacht ausgedrückt lassen wir einen Algorithmus auf den Datenbestand los und schauen dann mal nach, ob er sinnvolle Muster und Regelmäßigkeiten in den Daten findet“, sagt Christian Schneider.

Permanente gegenseitige Erklärungen sind nötig

Dass das gar nicht so einfach ist, wenn Fachleute aus drei unterschiedlichen Fachgebieten miteinander auskommen wollen, haben die Projektbeteiligten schnell gemerkt. „Biologen und Sprachwissenschaftler müssen sich permanent gegenseitig erklären, wie sie denken und was sie meinen. Und die Informatiker müssen beide Seiten verstehen“, sagt Jörg Schultz. „Außerdem sind wir gezwungen, sehr sauber zu definieren, worüber wir gerade sprechen, damit das beim Gegenüber auch richtig ankommt“, ergänzt Werner Wegstein. Als „spannenden Bereich der Grundlagenforschung“ empfinden alle Beteiligten dies Projekt. Der interdisziplinäre Ansatz habe schon jetzt Anstoß für jede Menge neuer Ideen und Anregungen für die eigene Arbeit gegeben, sagen sie. Und was, wenn am Ende herauskommen sollte, dass sich die Entwicklung der Sprachen doch nicht mit der der Arten vergleichen lässt? „Das ist dann Wissenschaft“, sagt Jörg Schultz. Wenn sich eine Theorie als falsch herausstellt, gelte es, eine neue zu entwickeln. Und auch dann sei die Arbeit nicht umsonst gewesen, stimmen Dietmar Seipel und Werner Wegstein überein: „Die Metalemmaliste haben wir auf alle Fälle.“

Gunnar Bartsch

Mit den Menschen reden

Das bislang tollste Erlebnis mit ihrer Doktorarbeit? „Das war, als ich mein Stipendium in der Tasche hatte und dann für meine kleine Tochter eine passende Tagesmutter gefunden habe“, sagt Manuela Heger. Ab diesem Moment nämlich stand ihrer Dissertation nichts mehr im Weg.

Das war im Mai 2008. Seitdem hat die Sonderpädagogin Unmengen von Literatur gewälzt und das Konzept für ihre Arbeit ausgefeilt. Es geht um Jugendliche mit geistiger Behinderung: Wenn diese die Förderschulen verlassen, landen sie meistens in speziellen Werkstätten oder anderen Einrichtungen für Menschen mit Behinderungen. Doch seit einigen Jahren wird versucht, diesen Automatismus zu durchbrechen und die Jugendlichen, die es wollen und können, auf dem allgemeinen Arbeitsmarkt zu vermitteln. Integrationsfachdienste suchen geeignete Firmen, die wiederum erhalten eventuell Zuschüsse vom Staat, wenn sie einen entsprechenden Arbeitsplatz einrichten. „Es sind meist kleine und mittlere Betriebe, die unsere Klientel aufnehmen. Bauhöfe oder Metzgereien zum Beispiel“, sagt Manuela Heger.

Wie ergeht es den Jugendlichen in den Betrieben des allgemeinen Arbeitsmarktes? Das will Manuela Heger in ihrer Doktorarbeit erforschen. Betreut wird sie dabei von Professor Erhard Fischer, Inhaber des Lehrstuhls für Sonderpädagogik IV. Drei Punkte sind ihr für die Arbeit wichtig: Wie zufrieden sind die jungen Leute an ihrem Arbeitsplatz? Welche Unterstützung erfahren sie dort? Wie gut sind sie in die Firma integriert?

Zur Klärung dieser Fragen will sie mit 15 bis 20 Betroffenen aus ganz Bayern leitfadensorientierte Interviews führen: Die bestehen nicht aus einem festen Fragenkanon, sondern geben nur den roten Faden vor, aus dem sich ein Gespräch entwickeln soll. Ihren Leitfaden

Meine Doktorarbeit

Rund 500 Nachwuchswissenschaftler schließen jedes Jahr an der Uni Würzburg ihre Doktorarbeit ab. Diesen Forschungen widmet Blick eine eigene Rubrik. Diesmal im Mittelpunkt: die Sonderpädagogin Manuela Heger (28). Sie gehört der Graduiertenschule für die Geisteswissenschaften an und untersucht die Situation von Menschen mit geistiger Behinderung in Betrieben.



Manuela Heger, Doktorandin in der Sonderpädagogik, führt für ihre Arbeit leitfadensorientierte Interviews in ganz Bayern. (Foto Robert Emmerich)

hat Manuela Heger inzwischen fast fertig und theoretisch abgesichert, im Sommer will sie ihn erstmals erproben und dann eventuell weiter ausarbeiten. Auch ein methodisches Problem wirft sich bei ihrer Doktorarbeit auf: Wie befragt man Menschen mit geistiger Behinderung? „Bis vor wenigen Jahren wurde nur über diese Menschen gesprochen, aber nicht mit ihnen“, sagt Manuela Heger. Selbst in der Wissenschaft gab es noch 1982 die Meinung, sie seien der „Prototyp der Unbefragbaren“. „Es geht aber doch“, sagt die Doktorandin. „Viele von ihnen sind es nur nicht gewohnt, nach ihrer Meinung gefragt zu werden. Tut man das

häufiger, kommen sie schon ins Erzählen.“

Ein Interview dauert zwischen 30 und 60 Minuten, doch in den Betrieben muss sich Manuela Heger deutlich länger aufhalten: Ein zeitlicher Vorlauf zum Kennenlernen sei nötig, um Vertrauen zu schaffen. Im Herbst sollen die Interviews starten. Manuela Heger zeichnet sie auf, mit der inhaltlichen Auswertung will sie bis Frühling 2010 fertig sein. Vielleicht sind die Ergebnisse ja derart ermutigend, dass Manuela Heger dann ein weiteres „tollstes Erlebnis“ bei ihrer Doktorarbeit verbuchen kann.

Robert Emmerich

Barriere aus Wachs

Markus Riederer und sein Team erforschen die Haut der Pflanzen

Wer jemals einen schweren Sonnenbrand hatte, kennt den Effekt: Nach einigen Tagen schält sich die Haut. Manchmal lässt sie sich sogar regelrecht abziehen, in Form hauchdünner Fetzen. Genau so sehen auch die transparenten Häutchen aus, die Katja Arand in einer verschlossenen Plastikschiene aufbewahrt. Nicht von Sonnenbrandopfern stammen sie, sondern von Rosenblättern – ihnen hat die Doktorandin die Haut abgezogen, denn sie interessiert sich für deren Eigenschaften.

Pflanzen haben eine Haut? Klar, denn ohne die schützende Hülle würde ein praller Salatkopf im Garten schnell zu einem schlaffen Häufchen schrumpfen. Pflanzen bestehen bis zu 95 Prozent aus Wasser, und das ginge an einem warmen Sommertag schnell an die Atmosphäre verloren. Wäre da eben nicht die Haut, die den Flüssigkeitsverlust drastisch einschränkt. Ohne sie hätten die Pflanzen nie den evolutionären Schritt von Wasser an Land vollziehen können.

Die Haut der Pflanzen unterscheidet sich von Art zu Art; sie kann ein

Tausendstel bis ein Zehntel Millimeter dünn sein. Immer besteht sie überwiegend aus wasserabweisendem Material: Langkettige Fettsäuren, die miteinander zu einer Art „Plastik“ verknüpft sind, bilden die Grundsubstanz. Dieses Polymer ist entweder von Wachsen durchsetzt oder von Wachsen überzogen. Bisweilen formen die Wachse auf der Oberfläche der Pflanze auch Plättchen, Röhren oder andere Strukturen. Die Wachsgebilde auf Zwetschgen zum Beispiel lassen sich leicht mit den Fingern abreiben; die vorher matt aussehenden Früchte fangen dann an zu glänzen.

Häuten der Blätter dauert Tage bis Wochen

Wenn Doktorandin Katja Arand ihre Versuchspflanzen häutet, ist das ein relativ großer Aufwand: Sie stanz aus den Blättern Scheibchen von zwei Zentimetern Durchmesser aus und befördert sie in eine Enzymlösung. Nach Tagen bis Wochen haben sich die Häutchen von der Blattoberfläche gelöst. Dazwischen muss sie die Enzymlösung immer wieder austauschen, bis die Membranen

frei in der Flüssigkeit schwimmen. Nach der Trennung der Ober- und Unterseiten werden die Membranen in einem Luftstrom geglättet und können dann für Experimente verwendet werden. Dabei muss behutsam darauf geachtet werden, dass die empfindlichen Strukturen nicht beschädigt werden.

Warum interessieren sich Forscher überhaupt für die Cuticula, wie die Haut der Pflanzen in der Wissenschaftssprache heißt? „Wir erforschen unter anderem die Barrierefunktion der Cuticula und ihre Durchlässigkeit für Substanzen, aber auch die Chemie der Pflanzenwachse“, sagt Professor Markus Riederer, Inhaber des Lehrstuhls für Botanik II (Ökophysiologie und Vegetationsökologie).

Grundlagenforschung also auf der einen Seite. Riederer und sein Team gehen dabei unterschiedlichen Fragen nach. Wie viel Wasser entweicht aus der Pflanze durch die Haut hindurch in die Atmosphäre? So gut wie gar keins – das haben Messungen gezeigt. Die wächserne Barriere dichtet die Pflanzen besser ab, als es eine vergleichbar dünne Kunststoff-Folie aus Polyethylen könnte. Die Haut eines Rosenblatts lässt im Laborversuch pro Stunde und Quadratzentimeter weniger als ein Milligramm Wasser passieren, durch die Haut des Efeus geht sogar noch mehr als zehn Mal weniger verloren. Grund: Efeublätter sind immergrün und besitzen darum eine dickere Cuticula als Rosenblätter, die nur einen Sommer lang leben.

Anwendungen in der Landwirtschaft möglich

Auf der anderen Seite ist die Forschung der Würzburger Pflanzenwissenschaftler sehr interessant für Anwendungen in der Landwirtschaft. Denn die Haut der Pflanzen hält nicht nur das lebenswichtige Wasser zurück, sondern ist – wie beim Menschen – auch eine wichtige Barriere gegen die Umwelt. Ob es nun Schädlinge sind oder Pflanzenschutzmittel: Beide kommen zuerst mit der Cuticula in Berührung, bevor



Pflanzenhäute, losgelöst von den Blättern und getrocknet. Efeublätter (oben) haben eine vier bis fünf Mal dickere Haut als Rosenblätter. (Foto Robert Emmerich)



Regentropfen auf einem Ginkgo-Blatt: Die Haut der Pflanzen weist Wasser stark ab und lässt sich nur schlecht benetzen.
(Foto Markus Riederer)

sie der Pflanze etwas anhaben oder in sie eindringen können.

Die Wechselwirkungen der Pflanzenhaut mit anderen Organismen erforscht Riederers Gruppe unter anderem in einem Projekt des Sonderforschungsbereichs 567: Was passiert, wenn der schädliche Mehltaupilz auf Gerstenblättern landet? Im Normalfall keimen die Pilzsporen und bilden einen kleinen Schlauch, der sich mit einer saugnapfartigen Struktur fest an die Blattoberfläche presst. Aus der Mitte des Saugnapfs treibt der Pilz dann einen Ausläufer ins Blatt hinein. Der verzweigt sich und entzieht der Gerste wichtige Nährstoffe. Die Pflanze kümmert vor sich hin, der Ertrag sinkt.

Dieser normale Infektionsweg funktioniert bedeutend schlechter, sobald in der Haut der Gerstenblätter ein einziger Bestandteil fehlt: ein langkettiges Molekül namens Hexacosanal. Ohne dieses Molekül kann der Mehltaupilz kaum noch ins Blattinnere vordringen, wie die Würzburger Forscher herausgefunden haben. Klar, dass diese Erkenntnis spannend für den Pflanzenschutz ist: Eine Gerstensorte, in deren Haut kein Hexacosanal vorkommt, sollte theoretisch bedeutend resistenter gegen Mehltau sein.

Weitere Details dieses Mechanismus erforscht nun ein Doktorand aus der Würzburger Graduiertenschule für die Lebenswissenschaften. Er will heraus-

finden, wie der Schadpilz auf Hexacosanal reagiert, welche seiner Gene er nach einem Kontakt mit diesem Molekül aktiviert oder abschaltet. Kurzum: Welche Ausstattung braucht der Pilz, um eine Gerstenpflanze infizieren zu können?

In Blätter einzudringen: Dieses Ziel verfolgen nicht nur Schädlinge, sondern auch die chemische Industrie. Denn viele Pflanzenschutz- oder Unkrautvernichtungsmittel wirken nur, wenn sie die Pflanzen regelrecht durchtränken. Dann nämlich ist das Pflanzenschutzmittel stets zur Stelle – wo auch immer Blattläuse oder Kartoffelkäfer zuschlagen. Die Effizienz von Spritzmitteln gegen Mehltau oder Rostpilze hängt



Doktorandin Katja Arand trägt eine Wirkstofflösung auf Pflanzenhäute auf, die zwischen zwei Edelstahlkammern eingespannt sind. (Foto Robert Emmerich)

ebenfalls davon ab, dass die Wirkstoffe der Mittel möglichst gut in den Pflanzenkörper übergehen und sich dort überall hin verteilen. In welchem Ausmaß kann ein Wirkstoff die Cuticula überwinden? Das ist eine weitere Frage, der Markus Riederer und sein Team nachgehen. Denn: „Die Aufnahme von Pflanzenschutzmitteln durch die Cuticula hindurch könnte deutlich besser sein“, erklärt der Professor.

Wie sich Zusatzstoffe in Spritzmitteln auswirken

Spritzmittel bekommen darum Zusatzstoffe beigemischt. Tenside zum Beispiel. Sie sorgen dafür, dass die Tröpfchen der versprühten Lösung die Blätter effizienter benetzen. Das vergrößert die Fläche, auf der der Wirkstoff mit der Pflanze in Kontakt kommt.

Welche Zusätze verbessern die Aufnahme der Wirkstoffe ins Blatt, welche verschlechtern sie? Solche praxisnahen Probleme erforschen Markus Riederer und sein wissenschaftlicher Mitarbeiter Markus Burghardt seit Jahren in Kooperation mit dem Agrarunternehmen Syngenta Crop Protection. Die Firma

finanziert ständig eine Promotionsstelle, die derzeit mit Katja Arand besetzt ist.

Um die Durchlässigkeit der Cuticula für Wirkstoffe zu untersuchen, verwenden die Würzburger Wissenschaftler ein speziell für diesen Zweck konzipiertes System: zwei Edelstahl-Kammern, die nur durch einen Kanal miteinander verbunden sind. In den Kanal spannen sie die von den Blättern abgelösten Pflanzenhäutchen ein. Eine Kammer ist mit Flüssigkeit gefüllt und entspricht dem Pflanzeninneren, die andere enthält Luft und stellt die Umgebung der Pflanze dar. Mit dieser Versuchsanordnung simulieren die Forscher beispielsweise Situationen, in denen ein Tropfen Spritzbrühe auf ein Blatt gelangt: Auf die Luftseite tragen sie schwach radioaktiv markierte Wirkstoffe auf und verfolgen dann deren Weg. Von Experimenten an diesem System wissen sie, dass bestimmte Wirkstoffe 30 Mal besser durch die Cuticula gehen, wenn gleichzeitig Zusatzstoffe im Spiel sind. „Natürlich ist das ein künstliches System, und beim Spritzen auf dem Acker kommen noch andere Faktoren dazu,

die die Aufnahme der Wirkstoffe beeinflussen, etwa Temperatur, Luftfeuchtigkeit und Windverhältnisse“, sagt Markus Riederer. Dennoch greife auch die Industrie auf das Würzburger Zwei-Kammer-System zurück. Etwa dann, wenn sich neue Pflanzenschutzmittel bei Labortests mit Enzymen oder Algen zunächst als effizient erwiesen haben, im Freilandversuch dann aber versagen. In solchen Fällen prüfen die Firmen an isolierten Pflanzenhäutchen, ob der Wirkstoff überhaupt durchdringen kann. Falls ja, muss sein Versagen andere Gründe haben – möglicherweise wird er durch Sonnenlicht oder andere Freiland-Faktoren zerstört.

Cuticula gut durchlässig für fettlösliche Stoffe

Fettlösliche Wirkstoffe dringen im Allgemeinen gut in Blätter ein: Weil die Cuticula fettartige Eigenschaften hat, lösen sie sich in ihr und wandern nach und nach ins Blattinnere. Diesen Mechanismus kennen die Forscher mittlerweile sehr gut. Unter anderem haben sie mathematische Modelle entwickelt, mit denen sie vorhersagen können, in

welchem Ausmaß ein fettlöslicher Stoff die Pflanzenhaut überwindet.

„Mit dem Modell können wir aber nicht beschreiben, wie sich wasserlösliche Wirkstoffe verhalten“, sagt Markus Burghardt. Fazit: Es muss noch andere Wege durch die Cuticula geben, und genau die stehen derzeit im Mittelpunkt der Kooperation mit der Firma Syngenta. Sind es Poren oder Kanäle, durch die wasserlösliche Moleküle in die Blätter schlüpfen? Wohl nicht. Die Forscher stellen sich eher ein verzweigtes System aus „Wasser-Pfaden“ vor, das die Haut der Pflanzen durchzieht. Möglicherweise wandern die Moleküle entlang von Polysaccharid-Strängen. Das sind sehr lange Ketten aus Zuckermolekülen, die von den Wänden der Pflanzenzellen ausgehen, in die Cuticula hineinführen und diese am Blatt verankern.

Fest steht: Wasserlösliche Moleküle durchqueren die Cuticula etwa tausend Mal langsamer als fettlösliche Moleküle. Der wasserlösliche Wirkstoff Glyphosat, der in vielen Unkrautvernichtungsmitteln enthalten ist, stellt laut Professor Riederer mit über 5000 Tonnen im Jahr seit Jahrzehnten das am meisten verkaufte Pflanzenschutzmittel überhaupt dar. Doch auch für dieses Präparat gilt: Es könnte noch effizienter sein.

Spritzen nach Regen kann Kulturpflanzen schädigen

Viele Phänomene, die beim Einsatz von Pflanzenschutzmitteln auftreten, sind noch nicht ausreichend verstanden. So zeigt die Erfahrung aus der Praxis, dass Herbizide auf Maisäckern nicht versprüht werden dürfen, wenn es vorher geregnet hat – weil sie sonst die Maispflanzen schädigen.

Mais und andere Kulturpflanzen können die Wirkstoffe normalerweise sehr viel besser abbauen als die Wildkräuter: Letztere sterben ab, die Kulturpflanzen überleben dank ihrer besseren Entgiftungsmechanismen. Doch nach einem Regen stimmt dieses Gesetz nicht mehr. „Anfangs dachte man, dass das Regenwasser die Wachsschicht der Blätter abwäscht und der Mais dann zuviel Wirkstoff aufnimmt“, sagt Professor Riederer. Dem ist aber nicht so, wie die Würzburger Pflanzenwissenschaftler gezeigt haben: Im Botanischen Garten beregneten sie ein kleines Maisfeld un-

terschiedlich lange und unterschiedlich intensiv, doch die Cuticula der Pflanzen war danach unverändert.

Nach einem Regenguss sind Pflanzenblätter besonders prall: Vielleicht lässt der gute Quellungszustand der Blätter wasserlösliche Stoffe leichter durch die Cuticula schlüpfen? Vielleicht schädigt das Unkrautvernichtungsmittel darum plötzlich auch die Maispflanzen? Eine Frage, die sich allein mit einer isolierten Cuticula nicht beantworten lässt.

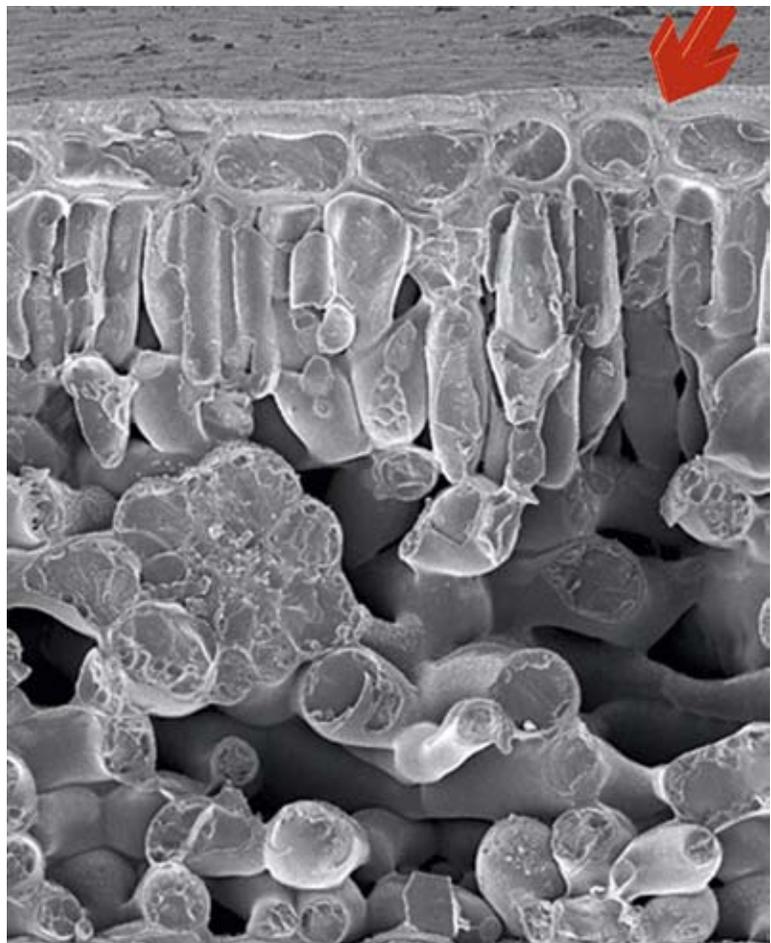
Untersuchung ganzer Blattstücke gestaltet sich schwierig

Das Team von Riederer will darum eine Stufe weiter in Richtung der natürlichen Verhältnisse gehen: Statt abgelöster Pflanzenhäutchen sollen im Zwei-Kammer-System bald ganze Blattstücke untersucht werden. Das aber gestaltet sich schwieriger als der Laie denkt. „Dann kommen Faktoren

dazu, die wir nicht gut kontrollieren können“, sagt Riederer. Die Stoffwechsellaktivität des lebenden Blattes ist nur einer davon. Sehr viel schwieriger gestalten sich auch die Analysen. Denn die Stoffe, die im Dienste des Experiments die Cuticula durchqueren, lassen sich in einem intakten Blatt nicht mehr so leicht nachweisen – zumal sie die Pflanzenhaut nur in sehr geringen Mengen überwinden.

Doch all diese Hindernisse wollen die Würzburger Forscher beseitigen. Schließlich haben sie, neben dem wissenschaftlichen Erkenntnisgewinn, ein lohnendes Ziel vor Augen: Wenn dank ihrer Forschung Pflanzenschutzmittel immer effizienter werden, kommt das letzten Endes der Umwelt zugute – weil Landwirte und Gärtner dann auf Feldern und in Gewächshäusern weniger Spritzmittel ausbringen müssen.

Robert Emmerich



Querschnitt durch das Blatt eines Kirschlorbeers: Der rote Pfeil rechts oben zeigt auf die Cuticula, die Haut der Pflanze. Sie ist sehr dünn im Vergleich zum gesamten Blatt.

(Foto Markus Riederer)

kompakt

Faust-Hybrid

Am Faust hat Johann Wolfgang von Goethe fast sein ganzes Leben geschrieben: über 60 Jahre lang. Der Abschluss des Werks gelang ihm erst im letzten Sommer seines Lebens, im Jahr 1831 in Weimar. Eine historisch-kritische Edition des Faust als so genannte Hybrid-Ausgabe (gedruckt und elektronisch) erstellt nun Professor **Fotis Jannidis**, der seit 1. April den Lehrstuhl für Computerphilologie an der Uni Würzburg innehat. Die Deutsche Forschungsgemeinschaft fördert sein Projekt.

Atlas-Experiment

Atlas ist ein Experiment der Superlative: Aufgebaut wird es am Europäischen Labor für Elementarteilchenphysik (CERN) in Genf von rund 2.000 Wissenschaftlern und Studierenden aus über 164 Universitäten und Labors in 35 Ländern. Mit dem Teilchendetektor Atlas wollen die Forscher die Eigenschaften von Quarks und Leptonen ergründen sowie ein Teilchen namens Higgs-Boson nachweisen. Professor **Thomas Trefzger**, Inhaber des Lehrstuhls für Physik und ihre Didaktik, arbeitet am Atlas-Projekt seit vielen Jahren mit. Das Bundesforschungsministerium stellt ihm nun rund 320.000 Euro zur Verfügung: Das Geld ist unter anderem zur Entwicklung von Software für das so genannte Myon-Spektrometer vorgesehen.

Bei ihren wissenschaftlichen Arbeiten über Nanomaterialien aus Kohlenstoff wird Professorin **Anke Krüger** finanziell von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert. Eines ihrer aktuellen Projekte am Institut für Organische Chemie befasst sich mit der Oberflächenmodifizierung nanoskaliger Diamantpartikel mittels Verknüpfungsreaktionen zwischen Kohlenstoff-Atomen.

Nano-Kohlenstoff

Panik-Attacken

Bei Panikattacken kommt es plötzlich zu massiven Angstzuständen, oft zu regelrechter Todesangst. Treten die Attacken häufiger auf, sprechen Wissenschaftler von einer Panikstörung. Für die Betroffenen bedeutet das einen immens hohen Druck. Aus Angst vor dem scheinbar unerklärlichen Herzrasen, dem Schwindel, der Atemnot vermeiden viele von ihnen nach und nach alle potenziell gefährlichen Situationen. Das kann so weit gehen, dass sie am Ende das Haus nicht mehr verlassen. Welche Bedeutung die initialen Panikattacken für eine Panikstörung haben, erforscht Professor **Jürgen Deckert** von der Klinik und Poliklinik für Psychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie. Sein Projekt wird von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert.



Das zentrale Hörsaal- und Seminargebäude am Hubland nimmt Form an. Bis 2011 soll es fertiggestellt sein. Im Hintergrund ist das Mikrostrukturlabor der Universität zu sehen. (Foto Robert Emmerich)

Großbaustellen am Hubland

Neues Hörsaalgebäude, neues Praktikumsgebäude

Zwei große Baustellen sind derzeit am Rande des Hubland-Campus aufgeschlagen. Zwischen der Universitätsbibliothek und dem Leighton-Gelände wächst ein zentrales Hörsaal- und Seminargebäude aus dem Boden, zwischen der Chemie und den Sportanlagen nimmt ein Praktikumsgebäude für die Naturwissenschaften Gestalt an.

Geld aus einem Sonderprogramm des Freistaates

Beide Baumaßnahmen finanziert der Freistaat Bayern aus einem Sonderprogramm, mit dem er die erwartete Zunahme der Studierendenzahlen bewältigen will. Im Jahr 2011 entlassen die Gymnasien in Bayern einen doppelten Abiturjahrgang – und das bei ohnehin steigenden Studierendenzahlen und einer schon seit längerer Zeit deutlichen

Raumnot an den Hochschulen.

Das zentrale Hörsaal- und Seminargebäude kostet rund 16,7 Millionen Euro und soll ab 2011 nutzbar sein. Nach dem derzeitigen Planungsstand bietet es künftig einen großen Hörsaal mit rund 650 Plätzen sowie zwei kleinere Hörsäle mit je rund 200 Plätzen. Dazu kommen 23 Seminarräume für je 30 bis 50 Studierende. Dieses Gebäude soll fakultätsübergreifend genutzt werden.

Im neuen Praktikumsgebäude für die Naturwissenschaften sind 273 Arbeitsplätze für Studierende vorgesehen. Konzipiert sind die Räume für Biologen, Chemiker und Physiker. Auch das physikalische Praktikum des Studiengangs Technologie der Funktionswerkstoffe wird in dem neuen Gebäude angesiedelt. Zum Sommersemester 2011 sollen die ersten Studierenden mit Re-

agenzgläsern und anderen Geräten in den neuen Räumen hantieren.

Drei Geschosse sind für den Neubau vorgesehen: Das Untergeschoss beherbergt Technikflächen, Garderoben und andere Nebenräume, im Erd- und Obergeschoss befinden sich voraussichtlich insgesamt zwölf Praktikumsräume sowie Büro- und Aufenthaltsbereiche.

Transparente Verbindung zum Zentralgebäude Chemie

Die Hauptnutzfläche des Praktikumsgebäudes beträgt 1740 Quadratmeter, ein transparenter Verbindungsbau schließt das neue Haus direkt an das Zentralgebäude Chemie an. Die Baukosten belaufen sich auf rund 11,5 Millionen Euro.

Robert Emmerich

Ansichten aus den Leightons

campus



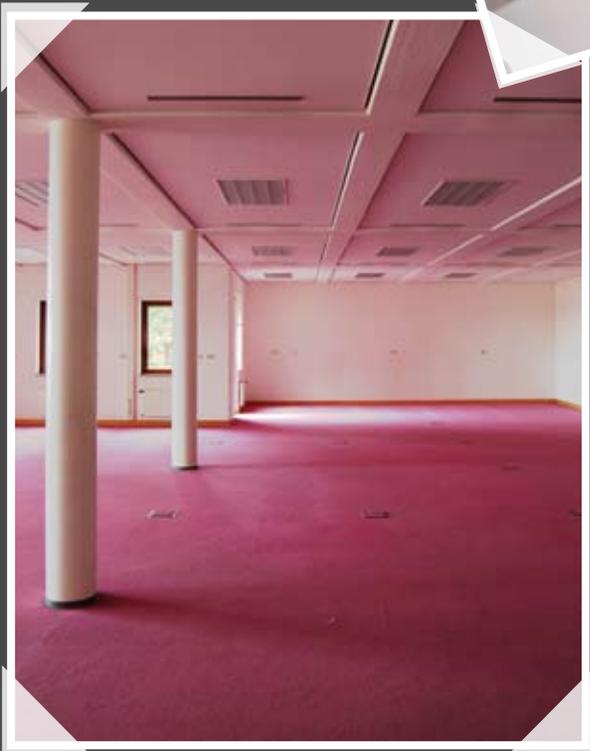
Das Leighton-Areal: hier soll die Uni bald einziehen



Den Spitzer haben die Arnis vergessen



Genügend Spinde gibts auf alle Fälle



Hier war mal das Media Center





*Unser zukünftiger
Seminarraum*



*Alles so schön grün
hier*



*In die ehemalige Middleschool könnte die neue Cafeteria kommen
(Alle Fotos: Gunnar Bartsch)*

UMZUGSTAGE

„Koffer packen“ hieß und heißt das Motto zurzeit für viele Mitarbeiter auf dem Gelände des Universitätsklinikums in Grombühl. Zum einen konnte Ende Juni die Klinik ihr soeben fertiggestelltes „Zentrum für Innere Medizin“ beziehen.



(Foto: Universitätsklinik)

Eine Nutzfläche von 22.587 Quadratmetern. Umbautes Volumen: 278.679 Kubikmeter. Bauwerkskosten: 168.000.000 Euro. Dies sind die Eckdaten des Zentrums für Innere Medizin (ZIM) an der Oberdürrbacher Straße, das am 28. Juni den Betrieb aufgenommen hat. In dem neuen Gebäudekomplex des Würzburger Universitätsklinikums haben die Bereiche der beiden Medizinischen Kliniken und die Klinik für Nuklearmedizin ihren neuen Standort erhalten. Außerdem konnten dort die Abteilung für Transfusionsmedizin, das Institut für Röntgendiagnostik und das Zentrallabor des Klinikums ebenfalls neue und verbesserte Räume beziehen. Am 13. Dezember 2002 hatte Bayerns damaliger Ministerpräsident

Edmund Stoiber den Grundstein für den Neubau gelegt. Mit den Rohbauarbeiten konnte im Oktober 2004 begonnen werden; das Richtfest wurde im Mai 2006 gefeiert. Das ZIM vervollständigt nun das im Jahr 2004 eröffnete Zentrum für operative Medizin (ZOM) zu einem hochmodernen Klinikkomplex am Rande von Grombühl.

Nach Aussagen von Klinikdirektor Professor Christoph Reiners ermöglichen die Neubauten sowohl in der Patientenversorgung als auch in der medizinischen Forschung und Lehre in Würzburg entscheidende Verbesserungen. „Die beiden Neubauten ZOM und ZIM bieten unter dem Motto ‚Alles unter einem Dach‘ die besten Voraussetzungen für eine optimale Behandlung der Pati-

enten auf höchstem medizinischem, technischem und wissenschaftlichem Niveau“, sagte Reiners. Während beispielsweise die auf die Behandlung von Krebserkrankungen spezialisierten Einrichtungen der Medizinischen Klinik II bisher auf vier Standorte in Grombühl und in der Innenstadt von Würzburg verteilt waren, sind sie nun unter dem Dach des ZIM konzentriert. Labor- und Forschungsräume befinden sich dort in direkter Nachbarschaft zu den Behandlungsräumen, und auch Studierende haben im ZIM ein Unterkommen: Im Gebäude finden sich zwei Hörsäle mit jeweils 200 Plätzen sowie mehrere Seminarräume und Studentenarbeitsräume mit Bibliothek.

Gunnar Bartsch

IN GROMBÜHL

Zum anderen stand fast zeitgleich der Umzug der Arbeitsgruppen des Rudolf-Virchow-Zentrums und des Zentrums für Infektionsforschung in die um- und neugebauten Räume der ehemaligen Chirurgie an.



(Foto: Wolfgang Bytomski)

Es ist ein gigantisches Projekt: Rund 114.000 Kubikmeter Rauminhalt, eine Nutzfläche von 9600 Quadratmetern, Platz für Labore auf 3400 Quadratmetern und Baukosten von 71 Millionen Euro, die sich Bund und Land teilen. Und es ist eine Mischung aus alt und neu. Denn den einen Teil des Komplexes bildet die frühere Chirurgische Klinik, die seit dem Bezug des Zentrums Operative Medizin leer gestanden war. Dazu kam, wie auf dem Foto gut zu erkennen ist, ein neuer Baukörper, der zusätzlichen Platz für die Wissenschaft bietet.

Zwei neue Hausherren werden sich die Räume teilen: Das Rudolf-Virchow-Zentrum/DFG-Forschungszentrum für Experimentelle Biomedizin, das bis-

lang vorwiegend im Institut für Pharmakologie und Toxikologie in der Versbacher Straße untergebracht war, und das Zentrum für Infektionsforschung der Universität, das vom Röntgenring an den Medizin-Campus umzieht. Rund 250 Mitarbeiter finden dort Platz.

Von einem „neuen Kern in alter Schale“ hatte Bayerns Innenminister Joachim Herrmann beim Richtfest im Februar 2008 gesprochen – und das mit gutem Grund: Mussten doch aus Denkmalschutzgründen große Teile der alten Klinikfassade stehen bleiben, was die Bauarbeiten natürlich erheblich komplizierte. Jetzt steckt im Prinzip ein komplett neues Gebäude hinter den alten Mauern; erhalten wurden außerdem nur noch die historischen Treppenhäu-

ser und der alte Hörsaal. Davor erstreckt sich auf der Nordseite über die ganze Länge des Traktes ein modernes, viergeschossiges Laborgebäude, das über Glasbrücken mit dem Südflügel in Verbindung steht.

Ein Neubau, der in Rekordzeit entstanden ist: Vom Wettbewerb bis zum Spatenstich im Juli 2006 waren gerade einmal drei Jahre vergangen; nach nur drei Jahren Bauzeit konnte jetzt das Gebäude an seine Nutzer übergeben werden. „Hier ist ein Leuchtturm der Lebenswissenschaften von internationalem Rang entstanden“, freute sich Unipräsident Axel Haase, ein Gebäude – „sichtbar in der Stadt und mit Ausstrahlung in die Welt“.

Gunnar Bartsch

Sagen Sie uns Ihre Meinung

**BLICK erscheint vier Mal im Jahr.
Bekommen Sie die Hefte ...**

- immer unregelmäßig
 so gut wie nie keine Angabe

Wie intensiv lesen Sie in der Regel BLICK?

- Gar nicht nur ausgewählte Artikel
 mehr als die Hälfte der Artikel alles
 keine Angabe

Wie viele Personen außer Ihnen lesen Ihr BLICK-Heft noch?

- Keine 1 2 3 4 5 6 und mehr keine Angabe

Wie gefällt Ihnen BLICK in Bezug auf:

- Die grafische Gestaltung? sehr gut eher gut eher schlecht keine Angabe
- Die Auswahl der Themen? sehr gut eher gut eher schlecht keine Angabe
- Die Aktualität der Themen? sehr gut eher gut eher schlecht keine Angabe
- Die Verständlichkeit der Texte? sehr gut eher gut eher schlecht keine Angabe
- Die Länge der Artikel? überwiegend zu kurz passt so überwiegend zu lang
- Umfang des Heftes zu dünn passt so zu dick

Inwieweit stimmen Sie folgenden Aussagen zu?

Durch BLICK kann ich mich gut über ausgewählte Forschungsergebnisse der Universität Würzburg informieren.

- stimme voll zu stimme eher zu stimme eher nicht zu stimme überhaupt nicht zu keine Angabe

Durch BLICK kann ich mich gut über aktuelle Ereignisse und Entwicklungen an der Universität Würzburg informieren

- stimme voll zu stimme eher zu stimme eher nicht zu stimme überhaupt nicht zu keine Angabe

Das Erscheinen von BLICK in Form von Themenheften halte ich für sinnvoll.

- stimme voll zu stimme eher zu stimme eher nicht zu stimme überhaupt nicht zu keine Angabe

Vier Ausgaben im Jahr sind: zu wenig gerade richtig zu viele

Welche Note nach dem Schulsystem (1 = sehr gut; 6 = unbefriedigend) würden Sie BLICK geben?

1 - 2 - 3 - 4 - 5 - 6

Ich bin: Student/Studentin Angestellte/r Wissenschaftliche/r Mitarbeiter/in Professor/in kein Mitglied der Universität

Haben Sie sonstige Ergänzungen bzw. Anregungen?



Die große BLICK-Umfrage

Liebe Leserinnen, liebe Leser,

seit mittlerweile zweieinhalb Jahren gibt es den „neuen“ *Blick*. Anstoß für die Neugestaltung war die damalige Entscheidung der Hochschulleitung, der Universität ein neues Corporate Design zu geben. Mit insgesamt acht Ausgaben ist das Magazin inzwischen erschienen.

Der neue *Blick* hat nicht nur sein Aussehen geändert; auch inhaltlich hat sich viel getan. Während

in früheren Ausgaben zum Großteil Nachrichten abgedruckt wurden, die zuvor bereits als Pressemitteilung oder im Mitteilungsblatt Uni-Intern erschienen waren, sind die Texte jetzt (mit ganz wenigen Ausnahmen) speziell und ausschließlich für *Blick* geschrieben. Waren es früher meist die Wissenschaftler selbst, die ihre Forschungsprojekte vorstellten, ziehen jetzt die Mitglieder des Redaktionsteams los,

recherchieren vor Ort und schreiben ihre Texte selbst. Der neue *Blick* ist bunter, übersichtlicher und – so hoffen wir zumindest – leichter zu lesen.

Natürlich interessiert uns, ob Sie diese Meinung teilen. Wir bitten Sie deshalb: Nehmen Sie an unserer kurzen Umfrage teil; sagen Sie uns Ihre Meinung, damit *Blick* noch besser werden kann.

Sie können den nebenstehenden Fragebogen ausfüllen und an uns per Post schicken:

**Universität Würzburg
Stabsstelle Öffentlichkeitsarbeit
Sanderring 2
97070 Würzburg**

oder faxen: 0931 – 31 26 10. Ihre Angaben erfolgen selbstverständlich anonym.

Noch einfacher geht es, wenn Sie den Fragebogen im Internet ausfüllen. Sie finden ihn unter der Adresse.

www.uni-wuerzburg.de/blickumfrage

Vielen Dank für Ihre Unterstützung

Drei neue Ehrensensoren ernannt

Der Titel „Ehrensensoren“ ist die höchste Auszeichnung, die die Universität Würzburg zu vergeben hat. Im Rahmen des Stiftungsfestes am 11. Mai bekamen drei Männer die Ernennungsurkunden überreicht. Es sind dies: **Manfred Ach**, Mitglied des Bayerischen Landtags von 1994 bis 2008, dort Vorsitzender des Ausschusses für Staatshaushalt und Finanzfragen.

Prof. Dr. Walter Eykmann, von 1978 bis 2008 Mitglied im Bayerischen Landtag, dort bis 1998 Mitglied im Kulturpolitischen Ausschuss und ab 1986 Vorsitzender des Ausschusses für Fragen des Öffentlichen Dienstes.

Prof. Dr. Jörg Hacker, von 1986 bis 2008 zuerst Professor für Mikrobiologie, dann (ab 1993) Inhaber des Lehrstuhls für Molekulare Infektionsbiologie. Seit 1. März 2008 Präsident des Robert-Koch-Instituts (Berlin).



Drei neue Ehrensensoren – Walter Eykmann, Manfred Ach, Jörg Hacker – und Unipräsident Axel Haase in der Neubaukirche.
(Foto Gunnar Bartsch)

personalia

Prof. Dr. Roland Benz, Theodor-Boveri-Institut für Biowissenschaften, wurde mit Ablauf des März 2009 auf eigenen Antrag in den Ruhestand versetzt.

Prof. Dr. Trude Ehlert, Institut für deutsche Philologie, wurde mit Ablauf des März 2009 in den Ruhestand versetzt.

Prof. Dr. Markus Engstler, Technische Universität Darmstadt, wird mit Wirkung vom 01.04.2009 im Beamtenverhältnis auf Lebenszeit zum Universitätsprofessor (W3) für Zoologie I (Zell- und Entwicklungsbiologie) an der Universität Würzburg ernannt.

Prof. Dr. Georg Ertl, Direktor der Medizinischen Klinik und Poliklinik I der Universität Würzburg, wurde auf der 75. Jahrestagung der Deutschen Gesellschaft für Kardiologie in Mannheim zum Präsidenten der Gesellschaft für die Amtsperiode 2011 bis 2013 gewählt.

Dr. Erhard Fischer, Institut für Sonderpädagogik, wurde mit Wirkung vom 26.03.2009 zum Universitätsprofessor für Sonderpädagogik mit dem Schwerpunkt Pädagogik und Didaktik für Menschen mit geistiger Behinderung an der Universität Würzburg ernannt.

Dr. Carola Förster, Klinik und Poliklinik für Anesthesiologie, wurde mit Wirkung vom 19.05.2009 zur Universitätsprofessorin für Experimentelle Anesthesiologie ernannt.

Prof. Dr. Gerd Geerling, Augenklinik und Poliklinik, hat einen Ruf an die Universität Groningen (Niederlande) abgelehnt.

PD Dr. Ekkehard Geidel, Institut für Anorganische Chemie, wurde mit Wirkung vom 13.05.2009 zum Universitätsprofessor für Didaktik der Chemie ernannt.

Dr. Antje Gohla, Universität Düsseldorf, wurde mit Wirkung vom 15.05.2009 zur Universitätsprofessorin für Biochemische Pharmakologie ernannt.

Dr. Heribert Hallermann, Institut für Praktische Theologie, wurde mit Wirkung vom 26.03.2009 zum Universitätsprofessor für Kirchenrecht an der Universität Würzburg ernannt.

PD Dr. Joachim Hamm, Institut für deutsche Philologie, wurde mit Wirkung vom 01.04.2009 unter Berufung in das Beamtenverhältnis auf Lebenszeit zum Universitätsprofessor an der Universität Augsburg ernannt.

Prof. Dr. August Heidland, Innere Medizin, hat von der polnischen Transplantationsgesellschaft die Ehrenmitgliedschaft verliehen bekommen. Damit wurde seine jahrzehntelange Kooperation mit den Fachkollegen in Polen gewürdigt.

Dr. Ralf Martin Jäger, Lehrkraft für besondere Aufgaben, Universität Münster, wurde mit Wirkung vom 15.04.2009 unter Berufung in das Beamtenverhältnis auf Lebenszeit zum Universitätsprofessor für Ethnomusikologie an der Universität Würzburg ernannt.

Prof. Dr. Fotakis Jannidis, Technische Universität Darmstadt, wurde mit Wirkung vom 01.04.2009 unter Berufung in das Beamtenverhältnis auf Lebenszeit zum Universitätsprofessor für Computerphilologie an der Universität Würzburg ernannt.

Dr. Werner Kenn, Privatdozent für das Fachgebiet Diagnostische Radiologie, Institut für Röntgendiagnostik, wurde mit Wirkung vom 26.05.2009 zum außerplanmäßigen Professor bestellt.

Dr. Anneliese Kuchinke, von 1959 bis 1987 Universitätsprofessorin für Neuere deutsche Literaturgeschichte an der Uni Würzburg, ist am 04.04.2009 gestorben.

Prof. Dr. Christoph Lambert, Institut für Organische Chemie, hat einen Ruf auf einen Lehrstuhl für Organische Chemie an der Universität Bonn erhalten.

Dr. Johannes Liese, Klinikum der Universität München, wurde mit Wirkung vom 15.05.2009 unter Berufung in das Beamtenverhältnis auf Zeit für sechs Jahre zum Universitätsprofessor für Kinderheilkunde mit Schwerpunkt pädiatrische Infektiologie/Immunologie ernannt.

Prof. Dr. Werner Lutz, Institut für Pharmakologie und Toxikologie, wurde auf eigenen Antrag mit Ablauf des März 2009 in den Ruhestand versetzt.

Prof. Cornelius Petrus Mayer, Leiter des Würzburger Zentrums für Augustinus-Forschung ZAF, hat anlässlich seines 80. Geburtstags von der Stadt Würzburg die Statuette „Tanzender Schäfer“ verliehen bekommen. Mit dieser Figur zeichnet die Stadt seit 1980 verdiente Würzburger Bürger und berühmte Gäste aus.

Prof. Dr. Jens Niemeyer, Institut für Theoretische Physik und Astrophysik, wurde mit Wirkung vom 01.04.2009 unter Berufung in das Beamtenverhältnis auf Lebenszeit zum Universitätsprofessor an der Universität Göttingen ernannt.

Prof. Dr. Helmut Pfothauer, Inhaber des Lehrstuhls für neuere deutsche Literaturgeschichte, ist seit 15. Februar bis Ende September 2009 als Visiting Fellow Commoner am Trinity-College der Universität Cambridge (UK) tätig.

Dr. Udo Radius, Universitätsprofessor in einem privatrechtlichen Dienstverhältnis, wurde mit Wirkung vom 01.04.2009 zum Universitätsprofessor für Anorganische Chemie an der Universität Würzburg ernannt.

Prof. Dr. Ulf Rapp, Institut für Medizinische Strahlenkunde und Zellforschung, trat mit Ablauf des März 2009 in den Ruhestand.

Dr. Werner Rötter, der 1986 zum Ehrenbürger der Universität Würzburg ernannt wurde, ist am 30. April 2009 im Alter von 86 Jahren gestorben.

PD Dr. Jürgen Seibel, Beschäftigter im wissenschaftlichen Dienst, Helmholtz-Zentrum für Infektionsforschung in Braunschweig, wurde mit Wirkung vom 01.04.2009 zum Universitätsprofessor für Organische Chemie an der Universität Würzburg ernannt.

PD Dr. Martin Stadler, Akademischer Rat, Institut für Altertumswissenschaften, wird für die Zeit vom 01.10.2009 bis 31.03.2010 Sonderurlaub unter Fortfall der Leistungen des Dienstherrn zur Wahrnehmung einer Vertretungsprofessur an der Universität Tübingen gewährt.

personalia

Dr. Frank Stähler, Associate Professor, University of Otago, Neuseeland, wird mit Wirkung vom 01.05.2009 unter Berufung in das Beamtenverhältnis auf Lebenszeit zum Universitätsprofessor für Volkswirtschaftslehre, insbesondere Internationale Makroökonomik, an der Universität Würzburg ernannt.

Dr. Benedikt Strobel, der mit einem DFG-Projekt 2 1/2 Jahre am Lehrstuhl I (Gräzistik) des Instituts für Klassische Philologie tätig war, hat zum 01.04.2009 einen Ruf auf eine Junior-Professur für antike Philosophie an der Universität Trier angenommen.

Prof. Dr. Joachim Suerbaum, Juristische Fakultät, wurde vom Vorstand der Studienstiftung des deutschen Volkes zum Vertrauensdozenten bestellt.

Prof. Dr. Volker ter Meulen, früherer Inhaber des Lehrstuhls für Virologie, wurde von der American Academy of Arts & Sciences zum Mitglied gewählt.

PD Dr. Christian Tornau wurde mit Wirkung vom 01.04.2009 zum Universitätsprofessor für Klassische Philologie an der Universität Würzburg ernannt.

Prof. Dr. Jürgen Weitzel, Institut für Rechtsgeschichte, trat mit Ablauf des März 2009 in den Ruhestand.

Prof. Dr. Ulrich Zimmermann, Lehrstuhl für Biotechnologie, trat mit Ablauf des März 2009 in den Ruhestand.

Gäste an der Uni

Dr. Gustavo Fernández Huertas ist seit Februar mit einem Forschungsstipendium der Alexander-von-Humboldt-Stiftung am Institut für Organische Chemie im Arbeitskreis von Professor Dr. Frank Würthner. Er forscht über künstliche Lichtsammelsysteme auf der Basis von supramolekularen Farbstoff-Netzwerken. Der Gast kommt von der Universidad Complutense de Madrid (Spanien) und bleibt bis April 2011 in Würzburg.

Prof. Kazuhiro Tsuruta von der Kyushu Sangyo University in Fukuoka (Japan) hält sich vom 1. April bis 31. August am Lehrstuhl für Technische Informatik (Robotik und Telematik) auf. Sein Forschungsschwerpunkt liegt auf schnellen Präzisionsbewegungen für Roboter-Manipulatoren.

Dr. Zengqi Xie, Forschungsstipendiat der Alexander-von-Humboldt-Stiftung, hält sich bis November 2010 am Institut für Organische Chemie im Arbeitskreis von Professor Dr. Frank Würthner auf. Er arbeitet über fluoreszente nanoskalige Kristalle organischer Farbstoffe. Dr. Xie kommt von der Seoul National University.

Jubiläen

25 Jahre

Doris Ackermann, Klinik und Poliklinik für Allgemein-, Viszeral-, Gefäß- und Kinderchirurgie, am 01.04.2009

Bernd Bittkow, Klinik für Anästhesiologie, am 15.04.2009

Armin Bohlender, Verwaltung des Universitätsklinikums, am 02.01.2009

Sybille Deuerling, Institut für Philosophie, am 16.05.2009

Helga Dürrnagel, Medizinische Klinik II, am 01.04.2009

Gertraud Eisenbacher, Neurologische Klinik, am 01.04.2009

Egon Füller, Verwaltung des Universitätsklinikums, am 01.04.2009

Gisela Gold, Staatliche Berufsfachschule für technische Assistenten in der Medizin, am 31.05.2009

Prof. Dr. Detlef Hansen, Lehrstuhl für Sonderpädagogik III – Sprachheilpädagogik, am 03.06.2009

Sonja Heinrich, Neurochirurgische Klinik und Poliklinik, am 01.04.2009

Birgit Kiewitz, Chirurgische Klinik und Poliklinik I, am 01.06.2009

Monika Koospal, Chirurgische Klinik I, am 16.05.2009

Edith Koßner, Medizinische Klinik und Poliklinik I, am 01.04.2009

Isolde Schlund, Klinik und Poliklinik für Psychiatrie, Psychosomatik und Psychotherapie, am 01.04.2009

Andrea Schuster, Klinik und Poliklinik für Dermatologie, Venerologie und Allergologie, am 01.06.2009

Margitta Sternkopf, Pflegedirektion des Universitätsklinikums, am 01.05.2009

Ingrid Stryjski, Institut für Virologie und Immunbiologie, am 31.03.2009

Prof. Dr. Heinz-Peter Vollmers, Pathologisches Institut, am 02.04.2009

Mechthilde Wixler, Universitätsbibliothek, am 23.05.2009

40 Jahre

Reinhold Fröhlich, Physikalisches Institut, am 15.04.2009

Liana Heidl, Wirtschafts- und Reinigungsdienst des Uniklinikums, am 11.04.2009

Annemarie Kömm, Klinik und Poliklinik für Hals-, Nasen- und Ohrenkrankheiten, am 28.04.2009

Renate Schmidt, Poliklinik für Zahnärztliche Prothetik, am 10.05.2009

Paul Schwanhäuser, Klinik und Poliklinik für Anästhesiologie, am 25.03.2009

Anneliese Striewe-Conz, Lehrstuhl für Zoologie I, am 31.03.2009

Folgende Professorinnen und Professoren bekamen eine **Freistellung für das Wintersemester 2009/10** bewilligt:

Prof. Dr. Thomas Baier, Institut für klassische Philologie

Prof. Dr. Edwin Batke, Physikalisches Institut

Prof. Dr. Roland Borgards, Institut für deutsche Philologie

Prof. Dr. Gerhard Bringmann, Institut für Organische Chemie

Prof. Dr. Christoph Daxelmüller, Institut für deutsche Philologie

Prof. Dr. Andreas Dörpinghaus, Institut für Pädagogik

Prof. Dr. Vladimir Dyakonov, Physikalisches Institut

Prof. Dr. Volker Engel, Institut für Physikalische Chemie

Prof. Dr. Detlef Hansen, Institut für Sonderpädagogik

Prof. Dr. Andreas Haug, Institut für Musikforschung

Prof. Dr. Bernhard Janz, Institut für Musikforschung

Prof. Dr. Hubertus Job, Geographisches Institut

Prof. Dr. Klaus Laubenthal, Institut für Strafrecht und Kriminologie

Prof. Dr. Karl-Heinz Lembeck, Institut für Philosophie

Prof. Dr. Reinhold Oppermann, Institut für Theoretische Physik und Astrophysik

Prof. Dr. Eckhard Pache, Institut für Internationales Recht, Europarecht und Europäisches Privatrecht

Prof. Dr. Frank Puppe, Institut für Informatik

Prof. Dr. Elisabeth Schmid, Institut für deutsche Philologie

Eine Frage zum Schluss ...

Am Anfang hat ihnen das Wetter noch einen Strich durch die Rechnung gemacht: Als die Studierendenvertretung der Universität Würzburg die ersten Zelte auf dem Hubland-Campus aufbauen wollte, blies der Wind gerade so heftig über das Gelände, dass die Zeltbauer ihr Vorhaben sicherheitshalber um einen Tag verschoben.

Das „Demo-Camp“ stand unter dem Motto „500 Euro Studiengebühren – kein Geld für Miete“.

Im Rahmen des bundesweiten Bildungsstreiks vom 15. bis 19. Juni wollten die Studierendenvertreter auf ihrem Zeltlager mit allen Interessierten über die Ziele des Streiks diskutieren und „natürlich bei Bier und Grillen ein wenig entspannen“.

Und noch ein Programmpunkt fiel erst einmal den fröhlichen Wetterkapriolen zum Opfer: Die öffentliche Vortragsreihe „Bildung Umsonst und Draußen“ konnte erst mit einem Tag Verzögerung starten. Die erste Vorlesung am Obelisk auf dem Oberen Markt musste „wegen Gewitterwarnung“ gestrichen werden.

„Wir verfolgen mit dem Bildungsstreik zwei Ziele“, erklärte einer der Organisatoren, Sprecherat Daniel Mann, Sinn und Zweck der Aktionen.

Das erste lautet:

„Weg mit den Studiengebühren!“ und kann gut um weitere Aspekte ergänzt werden, wie der Forderung nach mehr Geld für die Bildung, einer besseren Lehre und mehr Personalstellen für die Hochschulen.

Das zweite Ziel beschrieb Mann so: „Weniger Selektion im Bildungssystem“. Hier kommen

auch die Schulen mit ins Spiel, denn der Bildungsstreik 2009 war keine Aktion, die sich auf Hochschulen und Universitäten beschränkte. Vielmehr wollten die Beteiligten „eine Diskussion zur Zukunft des Bildungssystems“ anregen. Ihnen ging es dabei unter anderem um die Abschaffung sämtlicher „Bildungsgebühren“ von der Kindertagesstätte bis zur Universität; um „selbst-

bestimmtes Lernen und Leben statt starrem Zeitrahmen, Leistungsdruck und Konkurrenzdruck“ sowie um mehr Mitsprache- und Mitbestimmungsrechte in allen Bildungseinrichtungen.

Mit einer Großdemonstration, die nach Redaktionsschluss dieser *Blick*-Ausgabe stattfinden sollte, wollten die Studierendenvertreter – gemeinsam mit Schülern und Beschäftigten im Bildungsbereich – ihre Forderungen Nachdruck verleihen.

Die Frage, ob sich nach der jüngsten Demo gegen Studiengebühren, die knapp sechs Wochen zuvor mit rund 4000 Teilnehmern durch Würzburg gezogen war, erneut so viele Studierende mobilisieren lassen würden, ging Daniel Mann optimistisch an: „Wir sind guten Mutes, dass wir eine ähnlich beeindruckende Teilnehmerzahl erreichen werden“, sagte er. Schließlich würden sich diesmal ja auch Schüler in den Zug durch die Innenstadt einreihen.

Und was hat es mit dem Banküberfall auf sich? „Am Donnerstag läuft die bundesweite Aktion ‚Banküberfall – für Solidarität und freie Bildung‘“, erklärte Daniel Mann. Hintergrund – aus Sicht der Initiatoren – war: „Jahrelang war für Bildung, für Schulen, Unis, LehrerInnenstellen, Bafög und sonstige soziale Infrastruktur kein Geld da. Auf einmal fließen Milliarden, um Schutzschirme über privaten Banken und Kapitalmärkten aufzuspannen. Unsere Krise löst dagegen keiner.“ Deshalb sollten am 18. Juni an möglichst vielen Orten und Städten symbolische Banküberfälle stattfinden. „Wir klauen nichts, werden aber das Bankgeschäft real blockieren und unmissverständlich deutlich machen: Geld für Bildung statt für Banken!“, hieß es auf der entsprechenden Seite im Internet.

Dass es in Würzburg so weit kommen wird, bezweifelte Daniel Mann: „Nach Lage der Dinge werden wir wohl einen Infostand vor einer Filiale der Dresdner Bank aufstellen und die Passanten über unsere Forderungen informieren.“ Bleibt nur zu hoffen, dass wenigstens dabei das Wetter mitspielt.

Gunmar Bartsch

Warum planen Würzburger Studierende einen Banküberfall, Herr Mann?





Universität Würzburg
Stabsstelle Öffentlichkeitsarbeit

Sanderring 2
97070 Würzburg

presse@zv.uni-wuerzburg.de
www.uni-wuerzburg.de/presse